This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07603388 9

1. English literature – Collected works

Von diesem Buche wurden 100 Exemplare zum Preise von je sieben Mark auf echtem Büttenpapier abgezogen, in Leder gebunden o o und handschriftlich numeriert o o

Oscar Wildes

Sämtliche Werke

in deutscher Sprache

Vierter Band

Ein Haus aus Äpfeln der Granate

Wiener Verlag
Wien und Leipzig
1906

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
829186 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1936 L

Übersetzt von **Frieda Uhl**

Sämtliche Rechte vorbehalten

Der junge König.

MAR 1928

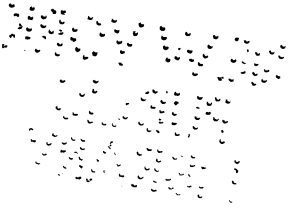
Es war die Nacht vor dem Tage seiner Krönung, und der junge König weilte einsam in seinem wunderherrlichen Gemach. Seine Höflinge waren von ihm gegangen, dem formelreichen Tagesbrauch gemäß die Häupter bis zur Erde neigend. Sie alle hatten die große Halle des Königsschlosses aufgesucht, um daselbst noch letzte Unterweisungen vom Hofsittenmeister zu empfangen. Waren ihrer doch welche, die sich nach wie vor ganz ungeschraubt bewegten! Und daß dies bei einem Höfling ein gar arg Vergehen ist, bedarf wohl keiner Worte.

Der Knabe — denn er war ein Knabe nur mit seinen sechzehn Jahren — war nicht betrübt, daß sie gegangen. Er hatte sich mit einem leisen Seufzer der Erleichterung zurückgeworfen auf die weichen, gestickten Kissen seines Lagers und ruhte da, flammäugig, die Lippen hauchgeöffnet gleich einem braunen Waldlandsfaun oder irgendwelch jungem Tier der Wildnis, das die Jäger just gefangen.

Die Jäger waren es ja auch gewesen, die ihn gefunden, ihn — schier durch Zufall — aufgetrieben hatten, als er nacktfüßig, die Flöte in

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
829186 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1936 L

Übersetzt von **Frieda Uhl**



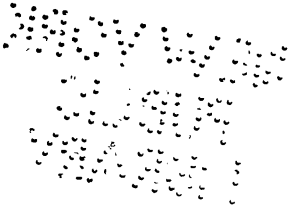
Sämtliche Rechte vorbehalten

Der junge König.

MAR 1928

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
829186 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1936 L

Übersetzt von **Frieda Uhl**



Sämtliche Rechte vorbehalten

Der junge König.

MAR 1928

Es war die Nacht vor dem Tage seiner Krönung, und der junge König weilte einsam in seinem wunderherrlichen Gemach. Seine Höflinge waren von ihm gegangen, dem formelreichen Tagesbrauch gemäß die Häupter bis zur Erde neigend. Sie alle hatten die große Halle des Königsschlosses aufgesucht, um daselbst noch letzte Unterweisungen vom Hofsittenmeister zu empfangen. Waren ihrer doch welche, die sich nach wie vor ganz ungeschraubt bewegten! Und daß dies bei einem Höfling ein gar arg Vergehen ist, bedarf wohl keiner Worte.

Der Knabe — denn er war ein Knabe nur mit seinen sechzehn Jahren — war nicht betrübt, daß sie gegangen. Er hatte sich mit einem leisen Seufzer der Erleichterung zurückgeworfen auf die weichen, gestickten Kissen seines Lagers und ruhte da, flammäugig, die Lippen hauchgeöffnet gleich einem braunen Waldlandsfaun oder irgendwelch jungem Tier der Wildnis, das die Jäger just gefangen.

Die Jäger waren es ja auch gewesen, die ihn gefunden, ihn — schier durch Zufall — aufgetrieben hatten, als er nacktfüßig, die Flöte in

der Hand, hinter der Herde des armen Ziegenhirten herging, der ihn aufgezogen, und dessen Sohn zu sein er stets gewähnt. Des alten Königs einziger Tochter Kind, gezeugt in geheimem Ehebund mit einem, der tief unter ihr im Range stand: einem Fremden, sagten manche, der durch den wunderbaren Zauber seines Lautenspieles die Liebe der jungen Fürstin zwang, während andere von einem Künstler aus Rimini sprachen, dem die Prinzessin viel, vielleicht zu viele Ehr' erwiesen, und der plötzlich aus der Stadt verschwunden war, sein Werk im Dome unvollendet lassend — hatte man ihn, als er nur eben eine Woche alt, von der Seite seiner Mutter weggestohlen, da sie schlief, und ihn zur Obhut einem gemeinen Bauer und dessen Weibe übergeben, die ohne leibliche Kinder waren und in einem entlegenen Teil des Waldes lebten, mehr denn einen Tagritt von der Stadt entfernt.

Gram oder, wie der Hofarzt feststellte, die Pest, oder wie manche rieten, ein schnelles italienisches Gift, in einem Becher gewürzten Weines dargereicht, mordete noch in der Stunde des Erwachens das bleiche Mädchen, das ihn gebar. Und als der treue Bote, der das Kind auf seinem Sattelbogen dahin trug, von seinem müden Rosse stieg und an die grobe Pforte der Hirtenhütte pochte, wurde der Prinzessin Leib in ein offen Grab gesenkt, das man auf einem öden Kirchhof außerhalb des Stadttores gegraben hatte. Ein Grab,

worin, ſo ſprach man, ſchon ein andrer Leichnam lag: der eines jungen Mannes von wunderbarer, fremdartiger Schöne, deſſen Hände mit einem knotigen Seile auf den Rücken gebunden und dem die Bruſt von vielen roten Wunden wund.

So wenigſtens lautete die Geſchichte, die das Volk einander flüſternd anvertraute. Sicher war es, daß der alte König, da er auf dem Sterbebett lag, ſei's, daß ihn ſeine große Sünde reute oder auch nur, weil er nicht wollte, daß das Königreich an einen falle, der nicht ſeines Stammes war, um den Knaben geſandt hatte und ihn im Angeſicht des Rates ſeinen Erben nannte.

Und es ſcheint, daß ſich in jenem vom erſten Augenblicke ſeiner Anerkennung an die ſeltſame Schönheitstrunkenheit offenbarte, die ſpäterhin ſo großen Einfluß auf ſein Leben übte. Sie, die ihn durch die Flucht der Gemächer geleiteten, die man für ihn bereit geſetzt, ſprachen oft von dem Schrei der Luſt, der über ſeine Lippen brach, da er des koſtbaren Geſchmeides und der reichen Gewänder anſichtig ward, die er hinfür tragen ſollte, und von der ſchier wilden Freude, mit der er ſein rauhes Lederwams und ſeinen groben Schafwollmantel von ſich ſchleuderte. Manchmal freilich mißte er die goldene Waldesfreiheit und war ſtets geneigt, ob der mühſeligen Förmlichkeiten zu ſchelten, die bei Hof einen ſo großen Teil des Tages in Anſpruch nahmen. Der herr-

liche Palast jedoch — Joyeuse nannte man ihn —, dessen Herr er nun war, schien ihm gleich einer eigens seiner Wonne erschaffenen Welt. Und wann immer er einer Ratsverhandlung oder dem Audienzsaale entfliehen konnte, flüchtete er im Lauf die breite Treppe mit ihren Löwen aus güldenem Erze und ihren Stufen aus hellem Porphyr hinab und schritt von Raum zu Raum, von Gang zu Gang, wie einer, der in Schönheit Linderung für Schmerz, Genesung aus Krankheit sucht.

Auf diesen Entdeckungsreisen, wie er sie gerne nannte — und es waren für ihn tatsächlich Reisen durch ein Wunderland —, begleiteten ihn oft die schmalhüftigen, blondhaarigen Pagen des Hofes in ihren weiten Mänteln mit dem lustigflatternden Bänderschmucke. Noch öfter aber blieb er allein. Doch blitzartiger Instinkt, einer Eingebung vergleichbar, verriet ihm, daß die Geheimnisse der Kunst sich am besten insgeheim erlernen und daß die Schönheit, sowie ja die Weisheit auch, ihre Knechte einsam will.

Gar manche seltsame Geschichte ging um diese Zeit von Mund zu Mund. Man erzählte, wie ein behäbiger Bürgermeister, gekommen eine höchst geschmückte und gezierte Anrede im Namen der Bürger der Stadt zu halten, ihn tief in Anbetung versunken auf den Knien vor einem großen Bild gefunden hatte, das soeben aus Venedig angelangt und neuer Götter Dienst zu künden

ſchien. Bei anderer Gelegenheit hatte man ihn während vieler Stunden vermißt und ihn erſt nach langer Suche in einem kleinen Gemach in einem der nördlichen Türme des Schloſſes entdeckt, wie er gleich einem, den Verzückung hält, auf eine griechiſche Gemme ſtarrte, worein die Geſtalt des Adonis geſchnitten war. Man hatte geſehen, dies wußte das Gerücht, wie er die heißen Lippen auf die Marmorſchläfe einer alten Statue drückte, die man im Strombette gelegentlich des Baues der ſteinernen Brücke ausgegraben hatte, und die als Inſchrift den Namen des bythiniſchen Sklaven des Hadrian trug. Und er hatte eine lange Nacht damit verbracht, die Wirkung des Mondlichtes auf ein Silberbildnis des Endymion zu belauſchen.

Alles, was da ſeltſam und koſtbar war, übte gar großen Zauber auf ihn aus, und im Eifer, ſich den Beſitz zu ſichern, hatte er der Kaufleute viele ausgeſandt; einige, um mit dem rauhen Fiſchervolk der Nordmeere um Bernſtein zu feilſchen; einige nach Ägypten, auf Suche nach jenen grünen Wundertürkiſen, die man nur in Königsgräbern findet, und die Zauberkraft beſitzen ſollen; wieder andere nach Perſien, um ſeidene Teppiche zu erſtehen und bemaltes Tongeſchirr; und ihrer manche nach Indien, um Schleiergewebe zu kaufen und getöntes Elfenbein, Mondſtein und Armgeſchmeide aus Nephrit, Sandelholz und blaues Email und Tücher feiner Wolle.

Was ihn jedoch am meisten beschäftigte, war sein Krongewand, das goldgewobene Gewand und die rubinbesetzte Krone und das Zepter mit seinen Perlenreihen und -reifen. An diese dachte er auch jetzt, zur Nacht, als er zurückgelehnt auf seinem reichen Lager ruhte und dem großen Tannenscheite zusah, wie es sich im offenen Feuer des Herdes selbst verzehrte. Zeichnungen, welche die Hände der berühmtesten Künstler der Zeit dafür entworfen hatten, waren ihm vor schon vielen Monden vorgelegt worden, und er hatte Befehl erteilt, daß der Handwerker Schar Tag und Nacht an ihrer Ausführung schaffen, und daß man die ganze Welt durchsuchen solle nach Juwelen, die ihrer Arbeit würdig wären. Er sah sich im Geiste bereits im strahlenden Krongewand vor dem Hochaltar im Dome stehen. Und ein Lächeln spielte um seinen jungen Knabenmund, verweilte und zündete helle Flammen in seinen dunklen Waldlandsaugen.

Nach einiger Zeit erhob er sich und stand dann gegen die geschnitzte Blendung des Kamins gelehnt und blickte in dem matt erleuchteten Gemach umher. Die Wände waren mit reichen Stickereien bekleidet, die den Triumph der Schönheit darstellten. Die eine Ecke füllte ein hoher Schrank aus, der mit Achat und Lapislazuli verziert war, und dem Fenster gegenüber stand ein eigentümlich gearbeitetes Kästchen mit lackierten Holzflügeln, goldbestäubt und goldgeschmückt,

darauf dünnglasige Venezianer Schalen und ein Becher aus dunkel geädertem Onyx ruhten.

Blasse Mohnblüten waren von geschickten Nadeln auf die Seidendecke des Bettes hingeworfen, als wären sie den müden Händen des Schlafes entfallen, und hohe Stäbe gefurchten Elfenbeins hoben den samtenen Baldachin, auf dem gleich weißem Schaume große Büschel Straußenfedern ragten, zu den bleichen Silberreliefs der Decke empor. Ein lachender Narziß aus grüner Bronze hielt einen geschliffenen Spiegel hoch. Auf dem Tisch stand eine flache Schüssel aus Amethyst.

Draußen vor dem Fenster konnte er die Riesenkuppel des Domes sehen, die wie ein dunkel Gestirn über den schattenumhüllten Häusern stand, und die müden Wachen, die auf der nebelumhüllten Terrasse am Strome auf und nieder schritten. Fern in einem Garten schlug eine Nachtigall. Leiser Jasmingeruch drang durch das offene Fenster. Er strich die braunen Locken aus der Stirn. Dann griff er zur Laute und ließ die Finger über die Saiten gleiten. Seine schweren Lider senkten sich und seltsame Müdigkeit kam über ihn. Nie zuvor hatte er so mit allen Fibern, nie noch so voll tiefer Freude den Zauber und das Geheimnis der Schönheit empfunden.

Als die Mitternacht vom Turme schlug, berührte er eine Glocke und seine Pagen traten

ein und entkleideten ihn mit vieler Förmlichkeit, goſſen Roſenwaſſer über ſeine Hände und ſtreuten Blumen über die Kiſſen hin. Wenige Augenblicke darauf hatten ſie das Gemach verlaſſen, und er ſchlief.

*

Und wie er ſo ſchlief, träumte er einen Traum. Und dies war ſein Traum:

Es war ihm, als ſtünde er in einem langen niedrigen Dachzimmer inmitten ſchwirrender, klappernder Webſtühle. Das kümmerliche Tageslicht kroch durch das vergitterte Fenſter und wies ihm die hageren Geſtalten der Weber, die ſich über ihre Rahmen beugten. Blaſſe, kränklich blickende Kinder kauerten auf den ſchweren Balken. Wenn die Webſchiffchen durch den Einſchlag ſchoſſen, hoben ſie das Richtſcheit auf; und ſetzten die Schiffchen aus, ließen ſie das Richtſcheit fallen und preßten die Fäden aneinander. Ihre Geſichter waren hungerverzerrt und ihre dünnen Arme und Hände ſchlotterten. An einem Tiſche ſaßen abgemagerte Weiber und ſäumten. Ein furchtbarer Geruch erfüllte den Raum. Die Luft war ſchwer und fäulnisſchwanger und von den Wänden tropfte und rann es naß.

Der junge König trat zu einem der Weber, ſtellte ſich neben ihn und ſah ihm zu.

Und der Weber blickte ihn gehäſſig an und

ſprach: „Was ſiehſt du mir ſo zu? Biſt du ein Auskundſchafter, den unſer Herr über uns geſetzt?“

„Wer iſt dein Herr?“ frug der junge König.

„Unſer Herr?“ rief der Weber bitter. „Er iſt ein Menſch wie ich. Wahrlich, ein kleiner Unterſchied nur iſt zwiſchen ihm und mir: Er trägt ſchöne Kleider, während ich in Lumpen gehe, und er leidet nicht wenig durch Völlerei, während ich hungerſchwach bin.“

„Das Land iſt frei,“ ſprach der junge König, „und du biſt keines Menſchen Knecht.“

„Im Kriege“, erwiderte der Weber, „macht ſich der Starke den Schwachen zum Knecht, und im Frieden macht der Reiche den Armen zum Knecht. Wir müſſen arbeiten, um zu leben. Sie aber geben Schandlohn uns, ſo daß wir ſterben. Wir frönen für ſie von früh bis ſpät, und ſie häufen Gold in ihre Truhen. Unſere Kinder aber welken vor der Zeit dahin. Und die Geſichter derer, die wir lieben, werden hart und bösartig. Unſere Füße keltern die Trauben und ein anderer ſchlürft den Wein. Wir ſäen das Korn, aber unſere Speicher bleiben leer. Wir tragen Ketten, wenngleich kein Auge ſie ſieht, und ſind Knechte, wenngleich man uns Freie heißt.“

„Iſt dem wirklich ſo?“ frug jener.

„Dem iſt wirklich ſo“, erwiderte der Weber. „Bei den Jungen ſo und bei den Alten; bei den

Frauen und bei den Männern; bei den kleinen Kindern wie bei jenen, die das Alter lahm macht. Die Kaufleute zermalmen uns und wir vermögen nichts dawider; wir müſſen tun, was ſie uns ſchaffen. Der Prieſter reitet vorüber und betet ſeinen Roſenkranz. Für uns aber ſorgt kein Sterblicher. Durch unſere ſonnenloſen Gaſſen ſchleppt ſich die Armut mit ſtieren Hungeraugen und die Sünde mit verquollenem Angeſichte folgt ihr auf dem Fuße. Frühmorgens weckt uns das Elend auf und nachts ſitzt die Schande an unſerem Bett. Doch was ſoll dir all dies? Du biſt keiner von den Unſern. Aus deinem Angeſicht ſtrahlt zu viel Glück.“ Und mürriſch wandte er ſich ab und warf das Schiffchen durch den Webſtuhl und der junge König ſah, daß es mit einem Goldfaden gefädelt war.

Und ihn befiel tiefes Entſetzen und er ſprach zum Weber: „Welch Gewand webeſt du da?“

„Das Krongewand des jungen Königs“, erwiderte jener. „Doch was ſoll das dir?“

Und der junge König ſtieß einen lauten Schrei aus und erwachte und ſiehe! er war in ſeinem eigenen Gemach und durch das Fenſter ſah er den großen Mond honigfarben in den Lüften hängen.

*

Und wieder fiel er in Schlaf und träumte, und dies war ſein Traum:

Ihm war, als läge er auf Deck einer großen Galeere. Vielhundert Sklaven ruderten. Auf einem Teppich, ihm zur Seite, saß der Besitzer der Galeere. Er war schwarz anzusehen wie Ebenholz, und sein Turban war aus schreiend-roter Seide. Breite Silberringe zogen seine dicken Ohrlappen nieder und in Händen hielt er zwei elfenbeinerne Wagschalen.

Die Sklaven waren nackt bis auf einen zerlumpten Lendenschurz und jeder Mann war an seinen Nachbar angekettet. Heiße Sonnengluten brannten auf sie nieder und die Neger liefen den Fallreep auf und ab und peitschten sie mit schneidend harten Riemen. Sie streckten die mageren Arme und zogen die schweren Ruder durch die Wassermassen, daß der salzige Gischt aufspritzte.

Endlich erreichten sie eine kleine Bucht und fingen an zu loten. Ein leichter Wind wehte vom Land und hüllte Deck und Raasegel in eine Wolke feinen, roten Staubes. Drei Araber kamen auf wilden Maulesseln geritten und schleuderten Speere nach ihnen. Der Besitzer der Galeere griff nach einem bunten Bogen und schoß einen von ihnen durch die Kehle. Schwer stürzte der vornüber in die Brandung und seine Gefährten sprengten davon. Ein in gelbe Schleier gehülltes Weib folgte langsam auf Kamelrücken und blickte von Zeit zu Zeit nach dem Leichname zurück.

Sobald sie Anker geworfen und das Segel eingezogen hatten, stiegen die Neger in den Kielraum und holten eine lange Strickleiter herauf, die mit Bleigewichten stark beschwert war. Der Besitzer der Galeere warf sie über Bord und festete die beiden Enden an zwei eisernen Haken. Dann ergriffen die Neger den jüngsten der Sklaven. Sie schlugen seine Fesseln entzwei, füllten ihm Nasenlöcher und Ohren mit Wachs und banden einen großen Stein um seine Hüften. Müde kroch er die Leiter hinab und verschwand im Meere. Einzelne Luftblasen stiegen da, wo er versunken, auf. Etliche der anderen Sklaven spähten neugierig über Bord. Vorne, am Bug der Galeere, saß ein Haifischbeschwörer und rührte eintönig die Trommel.

Nach einiger Zeit stieg der Taucher aus den Tiefen auf und klammerte sich keuchend an die Leiter; seine Rechte hielt eine Perle. Die Neger entrissen sie ihm und schleuderten ihn ins Meer zurück. Die Sklaven schliefen über ihren Rudern ein.

Wieder und wieder tauchte er auf. Und so oft er sich zeigte, brachte er eine schöne Perle. Der Besitzer der Galeere wog sie und steckte sie in einen kleinen grünen Ledersack.

Der junge König versuchte zu sprechen, aber die Zunge klebte ihm am Gaumen und seine Lippen versagten den Dienst. Die Neger schwatzten miteinander und fingen an sich um eine

Schnur leuchtender Perlen zu ſtreiten. Zwei Kraniche umkreiſten unabläſſig das Schiff.

Ein letztes Mal kam der Taucher herauf und die Perle, die er brachte, war ſchöner anzuſehen, als die Perlen des Ormuz. Denn ſie war an Form dem Vollmond gleich und bleicher und weißer als der Morgenſtern. Ein Zittern rann noch durch ſeine Glieder und dann lag er ſtill. Die Neger zuckten die Schultern und warfen den Körper über Bord.

Und der Beſitzer der Galeere lachte, ſtreckte die Hand nach der Perle aus und da er ſie ſah, drückte er ſie an ſeine Stirn und neigte ſich tief. „Sie ſoll", ſprach er, „für das Zepter des jungen Königs ſein", und er gab den Negern ein Zeichen, die Anker aufzuziehen.

Und da der junge König dies vernahm, ſtieß er einen lauten Schrei aus und erwachte und durch das Fenſter ſah er die langen grauen Finger der Dämmerung nach den erbleichenden Sternen greifen.

*

Und wieder fiel er in Schlaf und träumte, und dies war ſein Traum:

Ihm war, als wanderte er durch einen düſteren Wald, worin ſeltſame Früchte wuchſen und ſchöne, giftige Blumen. Die Nattern züngelten nach ihm, da er vorüberging, und die bunten Papageien flogen kreiſchend von Zweig zu Zweig.

2*

Riesenschildkröten schliefen im heißen Schlamme und die Bäume waren mit Affen und Pfauen überdeckt.

Weiter und weiter ging er, bis er den Waldsaum erreichte. Dort ward er einer ungeheuren Menschenmenge gewahr, die im Bette eines vertrockneten Stromes Frondienst tat. Wie Ameisen schwirrten sie um die Felsblöcke herum. Sie gruben tiefe Gruben in den Boden und stiegen hinab. Einige von ihnen klüfteten die Felsmassen mit großen Äxten, andere wühlten im Sande. Sie rissen den Kaktus mit der Wurzel aus und zertraten die Scharlachblüten. Sie eilten hin und wieder, schrien sich zu und keiner ging müßig.

Aus dem Dunkel einer Höhle spähten Tod und Habsucht nach ihnen und der Tod sprach: „Ich bin müde. Gib mir ein Drittel von ihnen, so will ich meines Weges ziehen."

Die Habsucht aber schüttelte das Haupt. „Es sind meine Knechte", entgegnete sie. Und der Tod sprach zu ihr: „Was hältst du da in Händen?"

„Drei Getreidekörner halte ich da in Händen," entgegnete sie, „was soll das dir?"

„Gib mir eines davon!" rief der Tod. „Ich will es in meinen Garten pflanzen. Nur eines davon, so will ich meines Weges gehen."

„Gar nichts will ich dir geben", sprach die

Habſucht und verbarg die Hand in den Falten des Gewandes.

Und der Tod lachte und nahm eine Schale, tauchte ſie in einen Waſſertümpel: Und aus der Schale ſtieg das Wechſelfieber auf. Es lief durch die große Menſchenmenge und ihrer ein Dritteil lag tot. Ein kalter Nebel folgte ihm und die Waſſerſchlange lief ihm zu ſeiten.

Und da die Habſucht ſah, daß ein Dritteil der Menge tot war, ſchlug ſie ſich die Bruſt und heulte. Sie ſchlug ihre trockenen Brüſte und ſchrie laut:

„Du haſt ein Dritteil meiner Knechte gemordet," ſchrie ſie, „hebe dich von hinnen! In den Bergen der Tartarei wütet der Krieg und die Könige beider Parteien rufen dich. Die Afghanen haben die ſchwarzen Ochſen gefällt und ziehen in die Schlacht. Sie haben mit ihren Speeren dröhnend auf die Schilde geſchlagen und ihre Eiſenhelme aufgeſtülpt. Was iſt dir mein Tal, daß du daſelbſt verweilen ſollteſt? Hebe dich von hinnen und kehre nicht wieder zurück!"

„Nicht doch," entgegnete der Tod, „ich gehe nicht, du gäbeſt mir denn eines deiner Getreidekörner." Aber die Habſucht ſchüttelte den Kopf und knirſchte mit den Zähnen. „Nichts will ich dir geben", murmelte ſie.

Und der Tod lachte und nahm einen ſchwarzen Stein vom Boden auf und ſchleuderte ihn in den Wald, und aus dem Dickicht wilden Schier-

lings kam die Tollwut in einem Flammenkleide. Sie glitt durch die Menschenmenge und berührte sie, und jedermann, den sie berührte, starb. Das Gras vertrocknete unter ihren Füßen, wo sie glitt.

Und die Habsucht erschauerte und streute Asche auf ihr Haupt. „Du bist grausam," rief sie, „du bist grausam. In den mauergegürteten Städten Indiens herrscht Hungersnot und die Zisternen von Samarkand sind versiegt, Hungersnot herrscht in den mauergegürteten Städten Ägyptens und die Heuschrecken sind aus der Wüste gekommen. Der Nil hat seine Ufer nicht befruchtet und die Priester haben Isis und Osiris geflucht. Hebe dich fort von hinnen zu jenen, die nach dir dürsten, und laß mir meine Knechte."

„Nicht doch," entgegnete der Tod, „ich will nicht gehen, du habest mir denn ein Getreidekorn gegeben."

„Nichts will ich dir geben", entgegnete die Habsucht.

Und wieder lachte der Tod und pfiff durch die Finger und ein Weib kam durch die Lüfte geflogen. „Pest" stand auf ihrer Stirn geschrieben und eine Schar fleischloser Geier umkreiste sie. Sie deckten das Tal mit ihren Schwingen, und kein Sterblicher blieb am Leben.

Und die Habsucht floh schreiend durch den Wald. Der Tod aber sprang auf sein rotes

Roß und sprengte davon. Sein Ritt war schneller denn der Wind.

Und aus dem Schlamm im Kessel des Tales krochen Drachen und fürchterliche schuppige Tiere, und Schakale kamen über den Sand gelaufen und witterten mit gierigen Nüstern umher.

Und der junge König schluchzte und sprach: „Wer waren jene Männer und wonach suchten sie?“

„Sie suchten nach Rubinen für eines Königs Krone“, antwortete einer, der hinter ihm stand. Und der junge König erschrak und wandte sich um. Da sah er einen Mann, der wie ein Pilger gekleidet war und einen Silberspiegel in Händen trug.

Und er erbleichte und sprach: „Welches Königs?“

Da antwortete der Pilger: „Blick' in diesen Spiegel und du wirst ihn sehn.“

Und er blickte in den Spiegel und sah sein eigen Angesicht. Da schrie er laut auf und erwachte. Das helle Sonnenlicht strömte in das Gemach. Und auf den Bäumen im Garten und über den Luftwinkeln sangen die Vögel.

*

Und der Kämmerer und die Würdenträger des Staates traten ein und huldigten ihm. Und

die Pagen brachten ihm das Gewand aus Goldgewebe und legten Krone und Zepter vor ihn hin.

Und der junge König sah sie an: Und sie waren schön anzusehen. Schöner waren sie denn irgendein Ding, so er je gesehen. Aber er entsann sich seiner Träume und er sprach zu seinen Großen: „Nehmt diese Dinge fort, denn ich will sie nicht tragen.“

Und die Höflinge staunten und etliche lachten, denn sie vermeinten, er scherze.

Doch er sprach nochmals tiefernst zu ihnen und sagte: „Nehmt diese Dinge weg und versteckt sie vor mir. Wenn dies auch der Tag meiner Krönung ist, so will ich sie doch nicht tragen. Denn auf dem Webstuhl der Sorge und von den bleichen Händen der Not ist dieses mein Gewand gewoben worden. Blut klebt im Herzen des Rubins und Tod im Herzen der Perle.“ Und er erzählte ihnen seine drei Träume.

Und als die Höflinge sie hörten, blickten sie einander an und flüsterten und sagten: „Wahrlich, er ist wahnsinnig geworden! Denn, was ist ein Traum wohl anderes denn ein Traum und ein Gesicht mehr denn ein Gesicht? Sie sind nicht Dinge der Wirklichkeit, auf die man achten müßte. Was auch haben wir mit dem Leben jener zu schaffen, die für uns frönen? Soll ein Mensch nicht Brot genießen, ehe er

den Sämann ſah, noch Wein ſchlürfen, bevor er den Winzer befrug?“

Und der Kanzler ſprach zum jungen Könige und ſagte: „Herr, ich bitte dich, laß von all den düſteren Gedanken und kleide dich in dieſes ſchöne Kleid und ſetze dieſe Krone auf dein Haupt. Denn wie ſoll das Volk wohl wiſſen, daß du ſein König biſt, wenn du nicht eines Königs Kleid trägſt?“

Und der junge König blickte ihn an. „Iſt dem wirklich ſo?“ frug er. „Werden ſie mich nicht als ihren König erkennen, ſolange ich eines Königs Kleid nicht trage?“

„Sie werden dich nicht erkennen, o Herr!“ rief der Kanzler.

„Ich wähnte, es habe Männer gegeben, die wie Könige blickten“, entgegnete er. „Doch vielleicht iſt es, wie du ſprichſt. Aber dennoch will ich dies Gewand nicht tragen, noch mag ich mich mit dieſer Krone krönen laſſen. Nein, juſt allwie ich einzog in das Schloß, will ich aus ihm hervorgehn wiederum.“

Und er hieß ſie alle ihn verlaſſen, einen Pagen ausgenommen, den er wie ſein Genoß hielt, einen Knaben, der ein Jahr jünger als er ſelbſt. Ihn behielt er zu ſeiner Bedienung bei ſich. Und als er ſich im klaren Waſſer gebadet hatte, öffnete er eine große bemalte Truhe und nahm daraus das Lederwams und den groben Schaffellmantel, die er getragen hatte, da

er am Hügelhange die zottigen Ziegen des Hirten hütete. Die legte er an, und in die Hand nahm er den kunſtloſen Hirtenſtab.

Und der kleine Page öffnete die großen blauen Augen weit, des Staunens voll, und ſprach lächelnd zu ihm: „Herr und Gebieter, wohl ſehe ich dein Gewand und auch dein Zepter, wo aber iſt deine Krone?“

Und der junge König pflückte einen Zweig wilder Roſen, die den Altan umſchlangen, und bog ihn ſich zum Reif und drückte ihn ſich aufs Haupt.

„Dies ſoll meine Krone ſein“, entgegnete er.

Und alſo angetan trat er aus ſeinen Gemächern in die offene Halle herfür, allwo die Edelleute ſeiner harrten.

Und die Edelleute ſpotteten und etliche riefen ihm zu: „Herr, das Volk harrt eines Königs, und du ſendeſt ihm einen Bettelmann.“ Und andere waren voller Entrüſtung und ſprachen: „Er bringt Schande über unſer Land, und er iſt nicht würdig unſer Herr zu ſein.“ Er aber erwiderte nicht ein einzig Wort, ſondern ſchritt an ihnen vorbei und ſchritt die helle Treppe aus Porphyr hinab und hinaus durch die erzenen Tore und beſtieg ſein Pferd und ſprengte dem Dome zu, dieweil der kleine Page ihm zur Seite lief.

Und das Volk lachte und ſchrie: „Da reitet der Narr des Königs vorbei!“ und ſie verhöhnten ihn.

Und er zog die Zügel an und ſprach: „Nicht doch, ich bin es, euer König!“ und er erzählte ihnen ſeine drei Träume.

Ein Mann aber trat aus der Menge und ſprach voll Bitterkeit und ſagte: „Herr, weißt du nicht, daß das Leben des Armen aus dem Überfluſſe des Reichen ſtrömt? Euer Prunk nährt uns, und eure Laſter geben uns Brot. Für den harten Herrn zu frönen, iſt bitter; noch bitterer aber iſt es, keinen Herrn zu haben, für den man frönen darf. Meinſt du etwa, daß uns die Raben ſpeiſen werden? Und welche Hilfe willſt du in dieſe Dinge bringen? Willſt du dem Käufer gebieten: ‚Du ſollſt für ſo und ſo viel kaufen,‘ und dem Verkäufer: ‚Du ſollſt zu dieſem Preis verkaufen?‘ Ich meine, nein. Drum kehre heim in dein Schloß und kleide dich wieder in Purpur und feines Linnen. Was haſt du mit uns, die wir leiden, zu ſchaffen?“

„Sind nicht die Reichen und die Armen Brüder?“ frug der junge König.

„Seit jeher ſind ſie Brüder“, entgegnete der Mann. „Und der Name des reichen Bruders iſt Kain.“

Da füllten ſich die Augen des jungen Königs mit Tränen und er ritt vorwärts, vom Murren des Volkes begleitet. Und den kleinen Pagen ergriff Angſt und er verließ ihn.

*

Und da er an die breite Türe des Domes kam, streckten die Kriegsleute die Hellebarden vor und sprachen: „Was suchst du hier? Keiner tritt durch diese Tür ein, es sei denn der König.“

Und sein Angesicht rötete sich vor Zorn und er sprach zu ihnen: „Ich bin König,“ und stieß die Hellebarden zur Seite und schritt hinein.

Und wie ihn der alte Bischof in seinem Hirtenkleide kommen sah, erhob er sich verwundert von seinem Throne, schritt ihm entgegen und sprach zu ihm: „Mein Sohn, ist dies eines Königs Gewandung? Wo ist die Krone mit der ich dich krönen, und das Zepter, das ich in deine Hände drücken soll? Wahrlich, dieser Tag sollte für dich ein Tag der Freude und nicht ein Tag der Erniedrigung sein.“

„Soll sich die Freude in das Gespinst des Leides kleiden?“ frug der junge König. Und er erzählte ihm seine drei Träume.

Und da der Bischof sie vernommen, furchte er die Brauen und sprach: „Mein Sohn, ich bin ein alter Mann und stehe im Winter meiner Tage und ich weiß, daß in der weiten Welt viel üble Dinge geschehen. Die wilden Räuber steigen von den Bergen nieder und tragen die Kindlein davon und verkaufen sie den Mauren. Die Löwen liegen und spähen nach den Karawanen und stürzen sich auf die Kamele. Die wilden Eber entwurzeln das Korn im Tale und die Füchse benagen den Wein auf den Hügeln. Die

Seeräuber verwüſten die Küſten und verbrennen dem Fiſcher die Schiffe und rauben ihm die Netze. In den ſalzigen Sümpfen leben die Ausſätzigen; ihre Häuſer ſind aus geflochtenem Rohr und keiner darf ihnen nahen. Die Bettler ſchleichen durch die Stadt und würgen ihr Brot mit den Hunden. Kannſt du all dies denn ungeſchehen machen? Willſt du den Ausſätzigen zu deinem Bettgenoß erwählen und den Bettler an deine Tafel ſetzen? Soll der Löwe tun, wie du gebeutſt, und ſollen die wilden Eber dir gehorchen? Iſt er, der das Elend ſchuf, nicht weiſer als du? Darum rühme dich nicht um deſſentwillen, was du getan. Nein, ich befehle dir, in das Schloß zurückzureiten und Freude über dein Angeſicht zu breiten und deinen Leib mit der Gewandung, die einem König ziemt, zu kleiden. Und mit der güldenen Krone will ich dich krönen und das Perlenzepter will ich dir in die Hände legen. Deiner Träume aber gedenke nicht mehr. Die Not dieſer Welt iſt zu groß, als daß ein Mann ſie tragen könnte, und der Kummer der Welt iſt zu ſchwer, als daß ein Herz ihn leide."

„Sprichſt du ſo in dieſem Hauſe?" frug der junge König und er ſchritt am Biſchofe vorbei und ſchritt die Stufen des Altars hinan und ſtand vor dem Bilde Chriſti.

Er ſtand vor dem Bilde Chriſti und zu ſeiner rechten Hand und auch zu ſeiner linken Hand

waren die herrlichen Goldgefäße, die Kelche voll gelben Weines und die Phiolen mit dem heiligen Öle. Er kniete nieder vor dem Bilde Christi und die hohen Kerzen brannten hell vor dem juwelenbesetzten Schreine und die Wolken des Weihrauches ringelten sich in schmalen blauen Kränzen durch den Dom. Er neigte das Haupt im Gebete und die Priester in ihren steifen Goldgewändern schlichen vom Altare fort.

Und plötzlich ertönte ein wildes Lärmen von der Straße her, und herein stürzten die Edelleute mit gezückten Schwertern und wehendem Federschmuck und Schilden aus blankem Stahl. „Wo ist dieser Träume-Träumer?“ riefen sie. „Wo ist dieser König, der wie ein Bettelmann einhergeht? Dieser Knabe, der Schmach über unser Land bringt? Wir wollen ihn töten. Denn wahrlich, er ist nicht würdig über uns zu herrschen.“

Und wieder beugte der König das Haupt und betete. Und da er sein Gebet beendet, stand er auf und wandte sich und blickte sie traurig an.

Und siehe! durch die gemalten Fenster strömte das Sonnenlicht auf ihn herab und die Sonnenstrahlen wanden um ihn ein Prunkgewebe, weit herrlicher als das Gewand, das seiner Lust gefertigt ward, und der tote Stab erblühte und trug Lilien, die weißer denn Perlen waren. Der trockene Dorn erblühte und trug Rosen, die röter waren denn Rubine. Weißer denn edle Perlen waren die Lilien, und ihre Stiele waren von

lichtem Silber. Röter als Blutrubinen waren die Roſen, und ihre Blätter waren aus getriebenem Golde. Er ſtand da in eines Königs Gewand und es war, als erfülle Gottes Herrlichkeit den Raum. Und die Heiligen ſchienen ſich in den geſchnitzten Niſchen zu bewegen. Im Prunkgewande eines Königs ſtand er vor ihnen, und der Orgel entſtrömten Melodien, und die Trompeter blieſen auf ihren Trompeten, und die Sängerknaben ſangen.

Das Volk aber ſank vor Scheu in die Knie, und die Edelleute bargen die Schwerter und huldigten ihm. Und das Angeſicht des Biſchofs wurde bleich und ſeine Hand erzitterte: „Ein Größerer als ich hat dich gekrönet!“ rief er und er kniete vor ihm nieder.

Und der junge König ſtieg die Stufen des Hochaltars herab und ſchritt heimwärts, mitten durch die Menge. Kein Sterblicher aber wagte, ihm ins Angeſicht zu ſchauen, denn es glich dem Angeſichte eines Engels.

Der Geburtstag der Infantin.

Es war der Geburtstag der Infantin. Just zwölf Jahre war sie alt geworden und die Sonne schien hell auf die Gärten des Palastes nieder. War sie auch eine wirkliche Prinzessin und Infantin von Spanien, so hatte sie alljährlich doch einen Geburtstag nur, ganz wie armer Leute Kinder. Deshalb war es denn auch für das ganze Land ein Ding von allerhöchster Wichtigkeit, daß ihr hiefür ein wirklich schöner Tag beschieret werde. Und ein wirklich schöner Tag war es gewiß.

Die langen gestreiften Tulpen streckten sich kerzengerade auf ihren Stielen gleich dichten Reihen von Soldaten und blickten verächtlich über das Gras hinweg auf die Rosen hin und sprachen: „Jetzt sind wir genau so prächtig wie ihr.“ Die purpurfarbenen Schmetterlinge schwirrten umher auf goldgestaubten Flügeln und statteten den Blumen, einer nach der anderen, Besuche ab. Die kleinen Eidechsen krochen aus den Mauerritzen und lagen da, im weißen Sonnenglast sich badend; und die Granatäpfel brachen auf und barsten unter der Glut und wiesen ihre blutendroten Herzen. Selbst die blassen, gelben Zitronen, die in solcher Fülle

2*

vom morſchenden Geländer herab und längs dunkler Bogengänge hingen, ſchienen im herrlichen Sonnenſcheine farbenſatter, und die Magnolienbäume erſchloſſen ihre großen erdballrunden Blüten aus zartgeſpaltenem Elfenbein und erfüllten die Luft mit heißen, ſchweren Düften.

Das Prinzeßchen ſelbſt ging mit ſeinen Geſpielen die Terraſſe auf und nieder und ſpielte Verſteck hinter den runden Vaſen aus Stein und den alten moosbewachſenen Statuen. An Alltags-Tagen war ihr nur geſtattet, mit Kindern ihres eigenen Ranges zu ſpielen, und ſie mußte daher immer und immer alleine ſpielen. Ihr Geburtstag aber war ein ganz beſonderer Tag, und der König hatte Befehl erteilt, daß ſie alle jungen Freunde und Freundinnen, die ihr lieb, zu ſich bitten dürfe, um mit ihnen fröhlich zu ſein. Es lag eine würdevolle Anmut über dieſen feingliedrigen ſpaniſchen Kindern, wie ſie ſo umherhuſchten, die Knaben mit ihren breitbefederten Hüten und kurzen flatternden Mänteln, die Mädchen mit langen Gewändern aus Brokat, deren Schleppe ſie rafften, und rieſigen Fächern aus Schwarz und Silber, mit denen ſie die Augen vor der Sonne ſchützten. Doch die Anmutreichſte von allen war die Infantin, die geſchmackvollſt, in der etwas beſchwerlichen Mode jener Zeit, Geſchmückte. Ihre Tracht war aus grauem Atlas. Der Rock und die weit-

gebauſchten Ärmel waren mit ſchwerer Silberſtickerei beſetzt und das ſteife Mieder mit Reihen ſchöner Perlen. Zwei winzige Pantöffelchen mit großen, roſenfarbenen Roſetten guckten unter ihrem Kleide hervor, wenn ſie ſchritt. Roſenfarbig und perlgrau war ihr mächtiger Gazefächer und im Haare, das wie ein Glorienſchein verblichenen Goldes ſteif rund um ihr blaſſes Geſichtchen ſtand, trug ſie eine ſchöne weiße Roſe.

Aus einem Fenſter des Palaſtes ſah der tieftraurige, ſchwermutſchwere König ihnen zu. Hinter ihm ſtand ſein Bruder, Don Pedro von Aragonien, den er haßte, und ſein Beichtvater, der Großinquiſitor von Spanien, ſaß neben ihm. Trauriger noch denn ſonſt war der König. Denn da er auf die Infantin niederſah, die ſich bald mit kindlicher Ernſthaftigkeit vor den verſammelten Höflingen verneigte, bald hinter ihrem Fächer über die grimmige Herzogin von Albuquerque lachte, von der ſie ſtets begleitet ward, mußte er der jungen Königin gedenken, ihrer Mutter, die — wie es ihm ſchien — vor erſt gar nicht langem aus den frohen Landen Frankreichs gezogen gekommen und in der düſteren Pracht des ſpaniſchen Hofes hingewelkt war. Juſt ſechs Monate nach der Geburt ihres Kindes war ſie geſtorben, noch ehe ſie die Mandeln zum zweiten Male in den Gärten blühen ſah oder des zweiten Jahres Frucht von dem alten, verkrüppelten Feigenbaume gepflückt hatte, der inmitten des nun-

mehr grasüberwachsenen Hofes stand. Also groß war seine Liebe für sie gewesen, daß er nicht litt, daß selbst das Grab sie ihm verberge. Sie war von einem maurischen Arzte einbalsamiert worden, dem man zum Lohn für diesen Dienst das Leben schenkte, das, wie die Leute sagten, wegen Ketzerei und Verdachtes schwerer Zauberkünste bereits dem heiligen Amte verfallen gewesen. Und noch ruhte ihr Leichnam auf der stickereibedeckten Bahre, in der schwarz marmornen Kapelle, just so, wie ihn die Mönche hineingetragen hatten, an jenem windigen Märzentag vor schier zwölf Jahren. Einmal des Monats besuchte sie der König, in einen schwarzen Mantel gehüllt, eine verdunkelte Laterne in der Hand, kniete an ihrer Seite nieder und schluchzte: „Mi reina! Mi reina!“ Und bisweilen durchbrach er den Zwang der strengen Form, die in Spanien jede einzelne Lebenshandlung beherrscht und selbst dem Grame eines Königs Schranken setzt. Dann umklammerte er in wilder Schmerzensraserei die blassen, juwelenbedeckten Hände und versuchte durch seine irren Küsse das kalte, bemalte Gesicht zum Leben zu erwecken.

Heute war ihm, als sähe er sie wieder, wie er sie zum erstenmal im Schloß zu Fontainebleau gesehen, damals, als er selbst erst fünfzehn Jahre alt und sie noch jünger war. Sie waren bei jener Gelegenheit durch den päpstlichen Nuntius in Gegenwart des französischen Königs und des

ganzen Hofſtaates einander feierlich angelobt worden, und er war in den Eskurial zurückgekehrt mit einer kleinen Locke gelben Haares und der Erinnerung an zwei kindliche Lippen, die ſich niederbeugten, ſeine Hand zu küſſen, als er in den Wagen ſtieg.

Späterhin war dann die Hochzeit erfolgt, die man haſtig in Burgos, einer kleinen, zwiſchen den zwei Ländern gelegenen Grenzſtadt, vollzogen, und der große, öffentliche feierliche Einzug in Madrid, mit der üblichen Abhaltung der Hofmeſſe in der Kirche La Atocha, und ein außergewöhnlich prächtiges Autodafé, zu welchem die Geiſtlichkeit an nahezu dreihundert Ketzer unter denen ſich auch viele Engländer befanden, der weltlichen Gerichtſamkeit zur Verbrennung ausgeliefert hatte.

Wahrlich, er hatte ſie wild geliebt und, wie viele dachten, zum Verderben ſeines Landes, das damals mit England um den Beſitz der Herrſchaft über die neue Welt im Kriege lag. Kaum je hatte er ihr geſtattet, ſich von ſeinem Angeſichte zu entfernen. Ob ihres Liebreizes hatte er aller ernſten Staatsgeſchäfte vergeſſen, ſcheinbar vergeſſen wenigſtens. Und mit jener furchtbaren Blindheit, mit welcher Leidenſchaft ihre Knechte ſchlägt, war es ihm entgangen, daß die auserleſenen Zeremonien, durch die er ſie erheitern wollte, nur das ſeltſame Leid, an dem ſie krankte, vertieften. Da ſie ſtarb, glich er

eine Zeitlang einem Geisteswirren. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß er öffentlich abgedankt und sich in das große Trappistenkloster Granadas, dessen Prior er dem Namen nach bereits war, zurückgezogen hätte, wäre nicht die Furcht gewesen, die ihm verbot, die kleine Infantin der Willkür seines Bruders zu überlassen, dessen Grausamkeit sogar in Spanien berüchtigt war, und den viele verdächtigten, den Tod der Königin mittels eines Paares vergifteter Handschuhe bewirkt zu haben, das er ihr überreichte, da sie zu Gast auf seinem Schloß in Aragonien weilte. Selbst nach Ablauf der drei Jahre öffentlicher Trauer, die er laut königlichen Erlasses dem ganzen Lande vorgeschrieben hatte, duldete er nie, daß seine Minister ihm von einem neuen Bunde sprachen. Und als der Kaiser selbst zu ihm sandte und ihm die Hand der lieblichen Erzherzogin von Böhmen, seiner Nichte, zum Ehebündnis anbot, hieß er die Gesandten ihrem Herrn melden: „Der König von Spanien sei bereits dem Leide angetraut. Und sei dieses auch nur eine unfruchtbare Braut, so liebe er es doch mehr denn alle Schönheit.“ — Eine Antwort, die seiner Krone die reichen Provinzen der Niederlande kostete, die kurz darauf auf Anstiften des Kaisers sich unter der Führerschaft einiger Fanatiker der reformierten Kirche wider ihn empörten.

Sein ganzes Eheleben, mit all seiner wilden

hellohenden Wonne und der furchtbaren Qual seines jähen Endes, schien ihm an diesem Tage wiedergekehrt, da er dem Spiele der Infantin auf der Terrasse zusah. Ihr Wesen trug den reizvollen Übermut zur Schau, der auch der Königin zu eigen gewesen. Das war die gleiche eigenwillige Art, den Kopf zu werfen, der gleiche stolz geschwungene wunderbare Mund, das gleiche hinreißende Lächeln — wahrlich ein vrai sourire de France —, wie sie so hin und wieder auf zum Fenster blickte oder ihre kleine Hand den stattlichen spanischen Granden zum Kusse hinhielt. Aber das helle Lachen tat seinen Ohren wehe. Und das helle, schonungslose Sonnenlicht spottete seines Grames. Und ein dumpfer Geruch seltsamer Gewürze, wie man sie zum Hintanhalten der Verwesung nutzt, schien ihm — oder war es nur Wahn? — die reine Morgenluft zu trüben. Er barg das Antlitz in den Händen, und als die Infantin wieder nach oben sah, waren die Fenster verhängt und der König hatte sich zurückgezogen.

Sie zog eine kleine moue der Enttäuschung und zuckte die Achseln: Er hätte an ihrem Geburtstage doch wahrlich bleiben können. Was lag auch an den dummen Staatsgeschäften? Oder war er am Ende in die düstere Kapelle gegangen, worin Tag und Nacht die Kerzen brannten, und die sie selber nie betreten durfte? Wie töricht von ihm! Wo doch die Sonne so strah-

lend schien und jedermann so glücklich war! Überdies würde er nun das Schein-Stiergefecht versäumen, zu dem schon die Trompete lud, von dem Puppenspiele und den anderen Herrlichkeiten gar nicht zu reden. Ihr Onkel und der Großinquisitor waren dins vernünftiger. Die waren auf die Terrasse herausgekommen und hatten ihr niedliche Schmeicheleien gesagt. Sie warf das holde Köpfchen in den Nacken, ergriff Don Pedro bei der Hand und schritt bedächtig die Stufen nieder einem langgezogenen Pavillon aus Purpurseide zu, den man am Ende des Gartens errichtet hatte. Die andern Kinder folgten in strenger Rangordnung. Die die längsten Namen hatten, hatten auch den Vorrang.

*

Eine Reihe edler Knaben, phantastisch zu Toreadoren herausgeputzt, kam ihr entgegen, sie zu begrüßen. Und der junge Graf von Tierra-Nueva, ein wunderschöner Knabe von ungefähr vierzehn Jahren, der das Haupt mit der vollen Anmut eines geborenen Hidalgos und Granden Spaniens entblößte, führte sie feierlich hinan zu einem kleinen, vergoldeten Stuhle aus Elfenbein, der auf einer Erhöhung über der Arena stand. Die Kinder scharten sich im Kreise. Die großen Fächer in ihren kleinen Händen flatterten auf und nieder. Sie flüsterten. Don Pedro aber

und der Großinquiſitor ſtanden lachend am Eingange. Selbſt die Herzogin — die Camerera-major nannte man ſie —, eine dünne Dame mit harten Zügen und einer gelben Halskrauſe, ſah nicht ſo übellaunig wie gewöhnlich aus, und etwas gleich einem froſtigen Lächeln huſchte über ihr runzeliges Geſicht und zuckte um ihre dünnen, blutleeren Lippen.

Es war auch wahrhaftig ein ganz wunderbares Stiergefecht, viel ſchöner, fand die Infantin, als das ernſthafte Stiergefecht, zu dem man ſie einmal in Sevilla gelegentlich eines Beſuches geführt, den der Herzog von Parma ihrem Vater abgeſtattet hatte. Einige der Knaben ſprengten auf reich behängten Steckenpferden umher und ſchleuderten lange Wurfſpieße, daran luſtige Streifen heller Bänder flatterten. Andere waren zu Fuße und ſchwangen ihre ſcharlachenen Mäntel ihrem Stier entgegen und ſetzten behende über die Schranken, wenn er auf ſie losging. Auch der Stier gebärdete ſich ganz wie ein ernſthafter Stier, obgleich er nur aus Weidengeflecht und geſpannter Haut beſtand, und bisweilen hartnäckig auf ſeinen Hinterbeinen die Runde um die Arena machte, was ſich ein lebender Stier auch nicht im Traum einfallen läßt. Er lieferte ein prächtiges Gefecht und die Kinder wurden ſo aufgeregt, daß ſie auf die Bänke ſprangen, mit Spitzentaſchentüchern winkten und „Bravo, Toro! Bravo, Toro!“ juſt ſo

verſtändnisvoll riefen, als wären ſie erwachſene Leute. Schließlich aber, nach einem langen Kampfe, währenddeſſen einige der Steckenpferde durch und durch durchbohrt und ihre Reiter abgeſchleudert wurden, zwang der junge Graf von Tierra-Nueva den Stier nieder auf die Knie und tauchte — nachdem er von der Infantin Erlaubnis erhalten hatte, ihm den coup de grâce zu geben — ſein Holzſchwert ſo heftig in den Hals des Tieres, daß er den Kopf vom Rumpfe trennte und das lachende Geſichtchen des kleinen Monſieur de Lorraine ſichtbar wurde, deſſen Vater Frankreichs Geſandter in Madrid war.

Dann wurde die Arena unter großem Beifallslärmen geräumt, und die toten Steckenpferde von zwei mauriſchen Pagen in gelben und ſchwarzen Livreen weggeſchleppt. Und nach einer kurzen Pauſe, über deren Dauer ein franzöſiſcher Seiltänzer auf dem ſtraffen Seil weghalf, traten italieniſche Drahtpuppen auf in der ſemi-klaſſiſchen Tragödie „Sophonisbe“, auf der Bühne eines kleinen Theaters, das man zu dieſem Zwecke aufgeſchlagen hatte. Sie ſpielten ſo gut und ihre Gebärden waren ſo überaus natürlich, daß am Schluß der Vorſtellung die Augen der Infantin feucht von Tränen waren. Einige der Kinder weinten heftig und mußten mit Süßigkeiten getröſtet werden. Ja, der Großinquiſitor ſelbſt fühlte ſich ſo ergriffen, daß er Don Pedro gegenüber die Bemerkung nicht

unterdrücken konnte, es erschiene ihm höchst unstatthaft, daß solche Geschöpfchen aus Holz und färbigem Wachse, die man doch rein mechanisch an Drähten zog, so unglücklich sein und von so fürchterlichem Mißgeschick betroffen werden dürften.

Ein afrikanischer Gaukler folgte. Er trug einen großen, flachen Korb herein, der mit einem roten Tuche überdeckt war, stellte ihn inmitten der Arena nieder und zog aus seinem Turban eine seltsame Flöte aus Rohr, auf der er blies.

Da begann sich das Tuch nach wenigen Augenblicken zu regen. Und als die Flöte schriller und schriller rief, streckten zwei grüngüldenschimmernde Schlangen die wunderlichen flachgedrückten Köpfe hervor, richteten sich langsam auf und wiegten sich hin und wieder auf den Klängen der Musik, wie sich Pflanzen auf den Wassern wiegen. Den Kindern aber schufen die fleckigen Hauben und schnellzüngelnden Zungen nichts als Angst. Und sie waren es gar wohl zufrieden, als der Gaukler jene entfernte und dann einen winzigen Orangenbaum aus dem Sande hervorwachsen ließ, der hübsche weiße Blüten trug und daneben Büschel wirklicher Früchte. Und als er den Fächer der kleinen Tochter des Marquis de La Torres nahm und ihn in ein Blau-Vögelchen verwandelte, das den Pavillon zwitscherud umkreiste, kannten ihre Wonne und ihr Erstaunen keine Grenzen mehr.

Auch das feierliche Menuett, das Tänzerknaben der Kirche von Nueſtra-Sennora-del-Filar tanzten, war entzückend. Die Infantin hatte nie vorher dieſe wunderbare Zeremonie geſehen, die alljährlich einmal zur Maienzeit vor dem Hochaltar der Jungfrau und ihr zu Ehren ſtattfindet. Hatte doch überhaupt kein Mitglied der königlichen Familie Spaniens je die große Kathedrale zu Saragoſſa betreten, ſeit dereinſt ein wahnſinniger Prieſter, von dem viele ſagten, er habe im Solde Eliſabeths von England geſtanden, verſucht, dem Prinzen von Aragonien eine vergiftete Hoſtie zu reichen. Nur vom Hörenſagen kannte ſie den Tanz unſerer Lieben Frau, wie man ihn nannte. Der aber bot ein gar herrlich Bild. Die Knaben trugen altmodiſche Hofgewänder aus weißem Sammet und ihre merkwürdigen dreiſpitzigen Hüte waren ſilbergefranſt und von rieſigen Straußenfederwedeln überſchattet. Wie ſie ſich ſo im Sonnenlichte hin und her bewegten, trat die blendende Weiße ihrer Gewandung durch den Widerſatz zu ihren goldgebräunten Geſichtern und ihren langen ſchwarzen Haaren nur noch mehr hervor. Da war auch nicht einer, den nicht der würdevolle Ernſt, mit dem ſie durch die verſchlungenen Figuren des Tanzes glitten, und die auserleſene Anmut ihrer langſamen Gebärden und ſtolzen Verbeugungen bezaubert hätte. Und als ſie die Vorſtellung beendet und ihre großen Federhüte

tief vor der Infantin geſenkt hatten, nahm dieſe ihre Huldigung mit viel Höflichkeit entgegen und tat ein Gelübde, daß ſie unſerer Lieben-Frauevom-Pfeiler zum Dank für das Vergnügen, ſo ſie ihr gewährt, eine mächtige Wachskerze ſtiften wolle.

Eine Schar hübſcher Ägypter, wie man in jenen Zeiten die Zigeuner nannte, betrat nach jenen die Arena. Sie ließen ſich mit gekreuzten Beinen in der Runde nieder und begannen gedämpft die Zither zu ſchlagen. Ihre Körper folgten weichwiegend den Melodien, und ſie ſangen ſchier unhörbar ein leiſes, träumeriſches Lied. Als ſie Don Pedros gewahr wurden, furchten ſie finſter die Stirne und auf den Geſichtern etlicher malten ſich Abſcheu und Entſetzen: hatte er doch vor wenigen Wochen erſt zwei ihres Stammes um Zauberei auf dem Marktplatz von Sevilla hängen laſſen! Die ſüße Infantin aber entzückte ſie, wie ſie ſich ſo rückwärts lehnte und mit ihren großen blauen Himmelsaugen über den Fächer hinweg ſah; und es war ihnen, als könne eine, die alſo lieblich ſei, doch wahrlich niemals gegen eine Menſchenſeele grauſam ſein. So ſpielten ſie ganz leiſe immer, immer zu, die Saiten ihrer Zithern mit den langen ſpitzen Nägeln kaum berührend, und ihre Köpfe nickten langſam, langſam, als wollten ſie in Schlaf verſinken. Da plötzlich aber ſprangen ſie mit einem Schrei — der ſo wild klang,

daß alle Kinder erſchraken, und Don Pedros Hand nach dem Achatknopf ſeines Dolches fuhr — auf die Füße, wirbelten in tollem Kreistanz rund um die Arena, ſchlugen das Tamburin und ſangen in den tiefen ſeltſamen Tönen ihrer Sprache irgendein wildes Liebeslied. Auf ein zweites Zeichen dann warfen ſie ſich wiederum zu Boden und lagen reglos ſtille da, während nichts das Schweigen brach denn dumpfes Zitherſtöhnen. Nachdem ſie dies mehrmals wiederholt hatten, verſchwanden ſie für einen Augenblick und kehrten mit einem braunen, zottigen Bären an einer Kette zurück und trugen auf ihren Schultern ein paar kleine Berberaffen. Der Bär ſtand mit tiefem Ernſte auf dem Kopfe und die Äffchen mit den runzligen Geſichtern, führten allerlei luſtige Streiche mit zwei Zigeunerkindern auf, die ihre Herren zu ſein ſchienen. Sie fochten mit winzigen Schwertern, feuerten Gewehre ab und machten dann eine regelrechte Soldatenübung durch, juſt wie des Königs höchſteigene Leibgarde. Die Zigeuner waren wirklich ein großer Erfolg!

Aber den heitern Teil der ganzen Morgenunterhaltung bildete zweifellos der Tanz des kleinen Zwerges; wie er ſo, auf krummen Beinchen wackelnd, in die Arena ſtolperte und ſeinen ſchweren ungeſtalten Kopf von einer Seite zur andern warf, brachen die Kinder in einen lauten Schrei des Entzückens aus, und die Infantin

ſelber, lachte ſo laut, daß die Camerera ſich verpflichtet fühlte, ſie daran zu mahnen, daß es in Spanien wohl manche Fälle ſchon gegeben habe, allwo eines Königs Tochter vor ihresgleichen in Tränen ausgebrochen ſei, aber nie noch einen, allda eine Prinzeſſin von königlichem Geblüte ſo tolle Luſtbarkeit bezeigt vor ſolchen, die niedriger geboren als ſie. Der Zwerg ſelbſt aber war einfach ganz unwiderſtehlich. Und ſelbſt am ſpaniſchen Hofe — der ſtets ob der Kultur berühmt war, die in ſeiner Leidenſchaft für Grauenvolles lag — hatte man nie ein ſo phantaſtiſch-ſcheußliches Klein-Ungeheuer geſehen. Zudem war es ſein Debut. Er war am vorhergehenden Tage erſt entdeckt worden. Zwei Granden, die in einem entlegenen Teile des dichten Korkeichenwaldes jagten, der die Stadt umgab, hatten ihn durch Zufall aufgeſtöbert, da er wild im Walde umhertollte. Und dieſe hatten ihn als Überraſchung für die Infantin in den Palaſt gebracht. War doch ſein Vater, ein armer Kohlenbrenner, herzlich froh, eines ſo häßlichen und nutzloſen Kindes ledig zu werden! Das Beluſtigendſte an ihm war wohl die völlige Ahnungsloſigkeit, die er ſeiner eigenen Lächerlichkeit gegenüber an den Tag legte! Ja, noch mehr, er ſchien ganz glücklich und voll der beſten Laune zu ſein. Wenn die Kinder lachten, lachte er mit, frei und fröhlich wie ihrer eins, und nach jedem Tanze machte er

vor jedem eine höchst possierliche Verbeugung, lächelte und nickte ihnen zu, ganz als wäre er ihresgleichen und nicht ein kleines mißgestaltetes Geschöpf, das die Natur in einer tollen Laune zum Weltgespött geformt hatte. Vollends bezauberte die Infantin ihn. Er konnte die Augen nicht von ihr wenden und schien für sie nur zu tanzen. Und als sie zum Schluß der Vorstellung die schöne weiße Rose aus ihrem Haare löste — sich errinnernd, daß sie gesehen hatte, daß die großen Damen des Hofes es also mit dem berühmten italienischen Tenore Caffarelli machten, den der Papst aus seiner eigenen Kapelle nach Madrid gesandt, auf daß er die Schwermut des Königs durch die Süße seiner Stimme heile — und ihm dieselbe über die Arena hin mit ihrem lieblichsten Lächeln zuwarf, teils zum Scherze und teils um die Camerera zu ärgern, faßte er die ganze Sache sehr ernsthaft auf, drückte die Blume an seine braunroten, schwulstigen Lippen, legte die Hände aufs Herz und beugte das Knie vor ihr, wobei er von einem Ohr zum andern grinste und ihr freudefunkelnde Blicke aus den kleinen Äuglein zuwarf.

Dies erschütterte die Ernsthaftigkeit der Infantin so sehr, daß sie hellauf lachte und lachte und immer noch lachte, als der kleine Zwerg schon längst aus der Arena hinausgelaufen war. Auch drückte sie ihrem Onkel den Wunsch aus,

man möge den Tanz doch auf der Stelle wiederholen lassen. Die Camerera jedoch entschied, unter dem Vorwande, die Sonne sei zu heiß: daß es für Ihre Hoheit besser sei, unverzüglich in den Palast zurückzukehren, wo man bereits ein wundervolles Fest für sie bereitet habe, bei dem auch ein wirklicher Geburtstagskuchen nicht fehle, der mit ihren Initialien und farbigem Zucker überzogen sei und über dem eine hübsche kleine Silberflagge wehe. Dementsprechend erhob sich die Infantin mit großer Würde und ging in ihre Gemächer zurück, nachdem sie den Befehl erteilt, daß nach der Siestastunde der kleine Zwerg von neuem vor ihr tanzen sollte und dem jungen Grafen von Tierra-Nueva ihren Dank für den reizenden Empfang übermittelt hatte. Die Kinder folgten ihr, in derselben Reihenfolge, in der sie gekommen waren.

Da nun der kleine Zwerg vernahm, daß er ein zweites Mal vor der Infantin, noch dazu ihrem eigenen ausdrücklichen Wunsch entsprechend, tanzen solle, war er so über alle Maßen stolz, daß er in den Garten hinauslief, die weiße Rose in überströmender Freude wieder und wieder küßte und die ungeschlachtesten und linkischsten Gebärden des Entzückens machte.

Die Blumen waren höchst entrüstet, daß er wagte, sich in ihr schönes Heim zu drängen. Und wie sie ihn so auf den Wegen hin und herspringen und in also lächerlicher Weise die Arme

4*

über dem Kopfe ſchwingen ſahen, vermochten ſie wahrhaftig nicht länger, ihren Gefühlen Zwang anzutun.

„Er iſt meiner Treu doch allzu häßlich, als daß er da, wo wir ſind, ſpielen dürfte!“ riefen die Tulpen.

„Er ſollte Mohnſaft trinken und ſich zu tauſendjährigem Schlafe legen“, ſprachen die großen Scharlachlilien und ereiferten und erhitzten ſich nicht wenig darob.

„Er iſt einfach ein Scheuſal!“ ſchrie der Kaktus. „Sehet nur, wie verkümmert und verſtümmelt er iſt! In welchem Mißverhältniſſe ſein Kopf zu ſeinen Füßen ſteht! Weiß Gott, mir wird ganz ſtachelig zumute. Kommt er mir nahe, will ich ihn tüchtig mit meinen Dornen ſtechen.“

„Und dabei hat er ſich wahrhaftig eine meiner ſchönſten Blüten angeeignet!“ rief der weiße Roſenbuſch. „Ich habe ſie ſelber der Infantin als Geburtstagsgeſchenk gegeben. Er hat ſie ihr geſtohlen.“ Und ſie ſchrien, ſo laut ſie nur konnten: „Dieb! Dieb! Dieb!“

Selbſt die roten Geranien, die für gewöhnlich gar nicht ſtolz taten und von denen man wußte, daß ſie eine Menge armer Verwandter hätten, zogen ſich voll Abſcheu zurück, da ſie ihn erblickten. Und als die Veilchen in aller Beſcheidenheit bemerkten, daß er wohl furchtbar häßlich, daran aber doch unſchuldig ſei, betonten

sie mit viel Vernunft: daß ja eben gerade dies sein Hauptfehler sei und daß kein Grund vorliege, jemanden zu bewundern, bloß weil er unverbesserlich. Und wirklich kam es selbst einigen der Veilchen zum Bewußtsein, daß die Häßlichkeit des kleinen Zwerges recht aufdringlich war und daß es weit besseren Geschmack bekundet, wenn er Trauer oder zumindest Nachdenklichkeit zur Schau getragen hätte, anstatt so lustig herumzuhüpfen und sich in solch absonderlichen und albernen Stellungen zu gefallen.

Die alte Sonnenuhr jedoch, die eine sehr hervorragende Persönlichkeit war und einst die Stunde des Tages keinem geringeren denn Kaiser Karl V. höchstselbst vorgeschrieben hatte, war über das Aussehen des kleinen Zwerges so entsetzt, daß sie beinahe vergessen hätte, zwei vollen Minuten mit ihren langen Schattenfingern den Platz anzuweisen und sich dem großen, milchweißen Pfauen gegenüber, der sich auf der Balustrade sonnte, nicht der Bemerkung enthalten konnte: es wisse doch jeder, daß die Kinder eines Königs Könige wären und daß die Kinder eines Kohlenbrenners eben Kohlenbrenner seien. Und daß es töricht, zu behaupten, dem sei nicht so. Eine Feststellung, welcher der Pfau seine volle Zustimmung gab und der gegenüber er sein „Gewiß! Gewiß!“ so laut und schrill hervorstieß, daß die Goldfische, die im Becken der kühlplätschernden Fontäne wohn-

ten, die Köpfe aus dem Waſſer reckten und die großen, ſteinernen Tritonen fragten, was in aller Welt es denn da gäbe?

Doch wie immer. Die Vögel liebten ihn. Sie hatten ihn oft im Wald geſehen, wie er elbgleich dem wirbelnden Blattwerk nachhuſchte, oder auch ſich in die Höhlung eines alten Eichenbaumes verkroch und ſeine Nüſſe mit den Eichhörnchen teilte.

Sie nahmen ihm ſeine Häßlichkeit nicht im geringſten übel. War doch ſelbſt die Nachtigall, die in den Orangenhainen ſo ſüß flötete, daß ſich der Mond bisweilen niederbeugte, um zu lauſchen, ſchließlich nur ein unanſehnliches Perſönchen! Auch war er ſtets gütig gegen ſie geweſen; und während jenes fürchterlich grimmen Winters, als es gar keine Beeren mehr auf den Bäumen gab und der Boden ſtahlhart war und die Wölfe bis vor die Stadtmauern Nahrung ſuchen kamen, hatte er ihrer nicht ein einziges Mal vergeſſen, ſondern ihnen ſtets die Krumen ſeiner kleinen ſchwarzen Brotrinde gegeben und allweil mit ihnen geteilt, wie ärmlich auch ſein Frühſtück war.

Drum flogen ſie in der Runde um ihn her, ſtreiften im Flug ganz leiſe ſeine Wangen mit den Flügeln und ſchwätzten miteinander. Und der kleine Zwerg war des Glückes ſo voll, daß er ſich nicht enthalten konnte, ihnen die ſchöne weiße Roſe zu zeigen und ihnen zu erzählen,

daß ihm die Infantin selber sie geschenkt, weil sie ihn liebe!

Sie verstanden kein Sterbenswort von alldem, was er sagte. Aber das tat nichts, denn sie legten die Köpfchen schief und setzten verständnisvolle Mienen auf, was ganz denselben Zweck erfüllt wie wirkliches Verstehen und viel leichter ist.

Auch die Eidechsen faßten eine große Vorliebe für ihn. Und da er des Laufens müde war und sich ins Gras warf, um zu ruhen, spielten und krochen sie alle auf ihm herum und versuchten, ihn nach bestem Wissen zu unterhalten. „Es kann nicht jeder so schön wie eine Eidechse sein!“ riefen sie. „Das wäre zuviel verlangt. Und, mag es auch töricht klingen, so über die Maßen häßlich ist er gar nicht. Natürlich muß man die Augen schließen und darf ihn nicht anschauen.“ Die Eidechsen waren geborene Philosophen und hockten oft stundenlang beisammen über einem Gedanken, wenn ansonsten nichts zu tun war, oder wenn ihnen das Wetter zu regnerisch schien, um auszugehen.

Die Blumen jedoch waren sehr verstimmt über das Benehmen jener und das Benehmen der Vögel.

„Dies zeigt nun wieder,“ sagten sie, „welch verpöbelnde Wirkung dieses unaufhörliche Umherfliegen und Herumlaufen hat. Wohlerzogene Leute halten sich stets still an ihrem Platz, wie

wir. Uns hat noch niemand die Wege auf und niederhüpfen oder wie toll im Grase hinter den Wasserjungfrauen herjagen gesehen. Tut uns Luftveränderung not, so senden wir um den Gärtner und er trägt uns auf ein anderes Beet. So ist es geziemend — und so sollte es sein. Aber Vögel und Eidechsen haben für Ruhewürde kein Verständnis. Die Vögel haben ja nicht einmal eine ständige Adresse. Sie sind die reinsten Vagabunden, wie Zigeuner, und man sollte sie behandeln wie jene."

So streckten sie die Nase in die Luft und blickten hoch-hochmütig drein und waren best-erfreut, da sie nach einiger Zeit gewahrten, wie sich der kleine Zwerg vom Gras aufraffte und über die Terrasse weg dem Palast zuschritt.

„Man sollte diese Sehenswürdigkeit wahrhaftig hinter Schloß und Riegel halten, solange sie lebendig ist", sprach sie. „Schaut doch nur diesen Höcker und die krummen Beinchen an!" Und sie kicherten alle mitsammen.

Der kleine Zwerg aber wußte von alldem nichts. Er hatte die Vögel und Eidechsen unendlich lieb und fand, daß die Blumen die herrlichsten Geschöpfe der Welt seien. Natürlich die Infantin ausgenommen. Doch die hatte ihm ja die schöne weiße Rose geschenkt. Die liebte ihn! Und das zog einen himmelhohen Unterschied. Wie er doch wünschte, er wäre ihr gefolgt! Sie hätte ihn zu ihrer Rechten gesetzt

und ihn angelächelt und er wäre nie von ihrer Seite gewichen, sondern ihr Genosse geworden und hätte sie allerlei holde Spiele gelehrt. Denn wenn er auch noch nie zuvor in einem Palaste gewesen, so wußte er doch eine Menge gar wunderbarer Dinge. Er konnte aus Binsen kleine Käfige bauen, in denen die Grashüpfer fangen, und konnte aus langstieligem Rohr die Flöte schneiden, die Pan zu hören liebt. Er kannte jedes Vogels Schrei und konnte den Star vom Baumwipfel locken oder den Reiher aus dem Sumpf. Er verstand die Spur jedes Tieres und ersah aus den leisen Stapfen der Füße den Lauf des Hasen und aus den zertretenen Blättern den Weg des Ebers. Alle Tänze des Windes kannte er — den tollen Tanz im roten Gewande mit dem Herbste, den leichten Tanz in blauen Sandalen hin über das Korn, den Tanz mit weißen Schneekränzen im Winter und den Blütentanz durch die Gärten im Lenze. Er wußte, wo die Waldtauben ihr Nest bauen; und einst, als ein Vogelsteller die älteren Vögel weggefangen, hatte er die Jungen selber aufgezogen und ihnen in der Höhlung einer zerspaltenen Ulme einen kleinen Schlag gebaut. Sie waren ganz zahm und es gewohnt, ihm jeden Morgen aus der Hand zu fressen. Die würden ihr gefallen und auch die Kaninchen, die in dem hohen Farnkraut umherliefen, und die Holzhäher mit ihren stählernen Federn und schwarzen Schnä-

beln, und die Igel, die sich in Stachelbällen aufrollen konnten, und die großen weißen Schildkröten, die langsam herumkrochen, die Köpfe schüttelten und an den jungen Blättern nagten. Ja, gewiß, in den Wald mußte sie kommen und dort spielen mit ihm. Dort wollte er ihr sein eigen Bettlein geben und bis zum Morgengrauen Wache vor dem Fenster halten, damit das wilde Hornvieh ihr nicht Schaden tat und auch die hageren Wölfe der Hütte nicht zu nahe krochen.

Beim Morgengrauen aber würde er dann an die Laden klopfen und sie wecken und sie würden hinausziehen und miteinander tanzen, solange der Tag schien. Es war im Walde wirklich gar nicht einsam. Bisweilen ritt ein Bischof durch auf seinem weißen Maultier und las in einem schöngemalten Buche. Bisweilen zogen auch in ihren grünen Sammetmützen und ihren Wämsen aus gegerbtem Hirschleder die Falkoniere vorbei, mit gekappten Falken auf der Faust. Zur Winzerzeit kamen die Traubentreter mit purpurroten Händen und Füßen und trugen Kränze von glattem Efeu und tropfende Schläuche voll Wein. Und die Köhler saßen nachts rings um ihre riesigen Feuerpfannen und sahen die trockenen Klötze langsam im Feuer zu Asche kohlen, in der sie dann Kastanien brieten. Und die Räuber schlüpften aus ihren Höhlen und trieben Kurzweil mit ihnen. Einmal hatte er auch eine schöne Prozession gesehen, die sich

den langen ſtaubigen Weg gen Toledo aufwärts wand. Die Mönche ſchritten unter lieblichem Geſange voran und trugen helle Fahnen und Kreuze aus Gold. Ihnen folgten in ſilberner Rüſtung mit Luntenſchloß und Pike Krieger. Und in deren Mitte ſchritten drei barfüßige Männer in wunderlichen, gelben Gewändern, die allüber mit ſeltſamen Zeichen bemalt waren und in den Händen brennende Kerzen trugen. Gewiß, es gab gar viel zu ſchauen hier im Walde. Und war ſie müde, ſo wollte er ſchon eine weiche Moosbank für ſie finden, oder ſie auf ſeinen Armen dahin tragen. Denn er wußte ſich ſtark, wenngleich er wußte, daß er nicht hoch gewachſen war. Er würde ihr ein Halsgeſchmeide von roten Heckenroſenbeeren machen, das gerade ſo hübſch ſein würde, wie die weißen Beeren, mit denen ihr Kleid beſtickt war, und wenn ſie deren ſatt, brauchte ſie ſie nur wegzuwerfen je nach Luſt, er würde ihr ſchon andere ſuchen. Eichelſchalen würde er ihr bringen und taubetropfte Anemonen und winzige Glühwürmchen als Sterne in das bleiche Gold ihres Haares.

*

Wo aber war ſie? Er frug die weiße Roſe, und ſie gab ihm nicht Beſcheid. Der ganze Palaſt ſchien ſchlafumfangen. Selbſt da, wo die Läden nicht geſchloſſen waren, hatte man

die Fenster mit schweren Vorhängen verhängt, um dem Sonnenglast Eingang zu wehren. Er wanderte auf und nieder, nach einer Stelle spähend, allwo er sich Einlaß erzwingen könnte, und erblickte endlich eine kleine, verborgene Türe, die offen stand. Er schlüpfte durch und fand sich in einer farbenprächtigen Halle, viel farbenprächtiger — fürchtete er — als selbst der Wald. — Sah er doch Gold, wohin er blickte! Auch der Boden, den die Füße traten, war aus großen bunten Steinen gebildet, die sich zu regelmäßigem Linienspiele fügten. Aber die kleine Infantin sah er nicht, nur ein paar wunderschöner, weißer Statuen, die von ihren Jaspispiedestalen auf ihn niedersahen, mit traurigen leeren Augen und seltsam-lächelnden Blicken.

Am Ausgange des Saales hing ein reichgestickter Vorhang aus schwarzem Sammet, der mit Sonnen und Sternen, den Lieblingsblumen des Königs, übersäet und auf jene Farbe gestickt war, die er vor allem liebte. Vielleicht verbarg sie sich dahinter. Er wollte es jedenfalls versuchen.

So stahl er sich leise hin und zog ihn beiseite. Nein, es war nur ein anderes Zimmer; ein hübscheres freilich, dachte er, als das, was er eben verlassen. Die Wände waren mit nadelgefertigter Arrasstickerei behängt, die in vielen Gestalten eine Jagd darstellte und das Werk eines spanischen Künstlers war, der mehr als

ſieben Jahre daran geſchaffen hatte. Sie hing einſt im Gemache von Jean — Le Fou, wie man ihn nannte —, jenes wahnſinnigen Königs, der die Jagd ſo leidenſchaftlich liebte, daß er oft in ſeinem Wahn verſucht hatte, die ſich bäumenden Rieſenpferde an der Wand zu beſteigen und den Hirſch niederzuzwingen, auf den die Rieſenhunde ſprangen; der ins Jagdhorn ſtieß und mit ſeinem Dolche nach der bleichen fliehenden Hindin ſtach. Jetzt wurde ſie im Ratſaale benützt, und auf dem Tiſche, der in der Mitte ſtand, lagen die roten Mappen der Miniſter, die mit den goldenen Tulpen Spaniens geſtempelt waren nnd mit den Wappen und Emblemen des Hauſes Habsburg.

Der kleine Zwerg blickte verwundert um ſich und wagte kaum, weiter zu ſchreiten. Die ſeltſam-ſchweigſamen Reiter, die ſo behende und lautlos durch das Dickicht jagten, ſchienen ihm gleich jenen furchtbaren Phantomen, von denen er die Köhler hatte reden hören, jenen Komprachos, die des Nachts nur jagen und menſchliche Weſen, die ſie treffen, in Hindinnen verwandeln und verfolgen. Dann aber dachte er an die hübſche Infantin und faßte Mut. Er wollte ſie allein antreffen und ihr ſagen, daß auch er ſie liebe. Vielleicht war ſie im Gemache nebenan. Er lief über die weichen, mauriſchen Teppiche und öffnete die Türe. Doch auch hier war ſie nicht. Das Gemach ſtand ganz leer.

Es war ein Throngemach, das zum Empfang fremder Gesandter diente, wenn der König, was in letzter Zeit allerdings nur selten geschah, höchstselbst sie zu empfangen geruhte. Dasselbe Gemach, in welchem vor vielen Jahren Botschafter Englands erschienen waren, um ein Ehebündnis zwischen ihrer Königin, damals eine der katholischen Herrscherinnen Europas, mit dem ältesten Sohne des Kaisers einzuleiten. Die Tapeten waren aus vergoldetem Cordova-Leder, und ein schwervergoldeter Kronleuchter mit Armen, die dreihundert Wachslichter zu tragen vermochten, hing von der schwarz und weißen Decke herab. Unter einem großen Thronhimmel aus Goldstoff, auf dem die Löwen und Türme Kastiliens, Perle an Perle, eingestickt waren, stand der Thron selbst, mit einem reichen Tuch aus schwarzem Sammet verhangen, das mit Silbertulpen besetzt und mit Silber und Perlen gar reich umsäumet war. Auf der zweiten Stufe des Thrones stand der Knieschemel der Infantin, mit seinen Kissen aus silbergewebtem Zeuge. Und tiefer noch als der, und außerhalb des Schattenwurfs des Thronhimmels, stand der Stuhl des päpstlichen Nuntius, der allein das Recht besaß, in des Königs Gegenwart zu sitzen, wenn eine der öffentlichen Feierlichkeiten vor sich ging, und dessen Kardinalshut mit seinen verschlungenen scharlachroten Troddeln auf einem purpurroten Taburette davor lag. An

der Wand, dem Throne gegenüber, hing ein lebensgroßes Bildnis Karls V. im Jagdgewande mit einer großen Dogge ihm zur Seite; und ein Bild Philipps II., wie er die Huldigung der Niederlande entgegennimmt, deckte die Mitte der anderen Wand. Zwischen den Fenstern stand ein Schrank aus schwarzem Ebenholze, mit Elfenbeinplatten eingelegt, worein die Gestalten aus Holbeins Totentanz geschnitten waren — von jenem großen Künstler selbst — wie viele wissen wollten.

Dem kleinen Zwerge aber galt all diese Pracht nichts. Für alle Perlen auf dem Baldachine hätte er seine weiße Rose nicht hingegeben. Nicht ein weißes Blütenblatt seiner Rose, nicht um den Thron selbst damit zu erkaufen. Sein Sinnen galt nur einem, einem: die Infantin sehen, ehe sie hinabging in das Zelt. Sie bitten, mit ihm fortzugehen, sobald er seine Tänze beendet haben würde. Hier im Palaste war die Luft dumpf und stickig, doch im Walde blies frei der Wind und schob der Sonnenschein mit ewig regen Händen von Gold die zitternden Blätter beiseite. Auch Blumen gab es ja im Walde, Blumen, die vielleicht weniger prunkvoll als jene im Garten waren, die dafür aber um so lieblicher dufteten. Im Frühling Hyazinthen, die mit wogendem Purpur die kühlen Täler und grasreichen Hügel überdeckten; gelbe Primeln, die in kleinen Büscheln rund um die knorrigen

Wurzeln der Eichen nisteten. Helles Schellkraut und blauen Ehrenpreis und gold- und fliederfarbene Schwertlilien. Graue Kätzchen hingen an den Haselstauden und der Fingerhut trug schwer an dem Gewichte seiner gesprenkelten, bienenbelebten Kämmerchen. Die Kastanie wiegte Türme weißer Sterne und der Hagedorn seine bleichen Schönheitsmonde. Ja, kein Zweifel: sie würde mit ihm kommen, wenn er sie nur finden könnte! Sie würde mit ihm ziehen in den holden Wald und den ganzen lieben Tag lang würde er tanzen zu ihrem Vergnügen.

Ein Lächeln leuchtete bei dem Gedanken in seinen Augen auf. Und er betrat das nächste Gemach.

Von allen Gemächern war dies das hellste und schönste. Die Wände waren mit rosageblümtem Lucca-Damast bekleidet, auf dem sich Vögelmuster reihten, und mit kleinen Silberblüten bestreut. Die Einrichtung war aus schwerem Silber, mit blühenden Kränzen behangen und schwebenden Liebesgöttern. Vor den beiden Kaminen standen mächtige Schirme, papageien- und pfauenüberstickt. Und der Flur, aus grünem Onyx, schien sich in weite Fernen hinzudehnen.

Auch war er nicht alleine: Unter dem Schatten der Türe, am äußersten Ende des Raumes, erblickte er eine schmächtige Gestalt, die ihn ansah. Sein Herz erbebte. Ein Freudenschrei

rang ſich von ſeinen Lippen, und er trat ins helle Sonnenlicht hinaus. Nun, da er ſchritt, ſchritt auch die Figur. Und nun ſah er ſie genau.

Die Infantin, ja! Ein Scheuſal war es, das widerlichſte Scheuſal, das er je erblickt. Nicht geradegewachſen, wie alle anderen Leute, nein! höckerig und krummbeinig, mit großem wackelnden Kopfe und ſchwarzer Haaresmähne. Der kleine Zwerg blickte finſter, und auch das Scheuſal blickte finſter. Er lachte, und es lachte mit ihm und ſtemmte die Hände in die Hüften, juſt wie er ſelber tat.

Er verneigte ſich höhniſch, und es machte ihm eine tiefe Verbeugung zurück. Er ging darauf zu und es kam ihm entgegen, jeden Schritt nachahmend, den er ſchritt; innehaltend, wenn er ſelber innehielt. Er ſchrie vor Entzücken laut auf und lief vorwärts und ſtreckte die Hand aus: Und die Hand des Scheuſals berührte die ſeine, und ſie war kalt wie Eis. Ihn lähmte Angſt, und er hob die Hand: Und die Hand des Scheuſals folgte hurtig der ſeinen. Er verſuchte weiter zu gehen; aber etwas Glattes und Hartes tat ihm Einhalt. Das Geſicht des Scheuſals war nun dicht vor ſeinem eigenen und Entſetzen ſtand darauf geſchrieben. Er ſtrich ſich das Haar aus der Stirn: es ahmte ihm nach. Er ſchlug danach: und es gab Schlag für Schlag zurück. Er ſpie es an: und es kehrte ihm ſcheuß-

liche Fratzen zu. Er fuhr zurück: und es entfernte ſich.

Was war das?. Einen Augenblick beſann er ſich, dann blickte er rings im Gemache herum. Seltſam: Alles ſchien ſein Doppelbild in dieſer unſichtbaren Mauer durchſichtigen Waſſers zu beſitzen. Ja, Bild für Bild wiederholte ſich und Ruheſitz um Ruheſitz. Der ſchlafende Faun, der im Alkoven neben der Türe lag, hatte ſeinen Zwillingsbruder, der ſchlummerte; und die ſilberne Venus, die im Sonnenlichte ſtand, ſtreckte die Arme nach einer Venus aus, die gleich hold anzuſehen war wie ſie.

Trieb Echo hier ſein Spiel? Er hatte ihr einſt im Tale zugerufen und ſie hatte ihm Wort für Wort rückgeſchleudert. War's möglich, daß ſie das Auge höhnte, wie ſie die Stimme verſpottete? War's möglich, daß ſie eine Scheinwelt herzauberte, die der wirklichen ſo völlig glich? War's möglich, daß die Schatten der Dinge Farbe und Leben beſitzen und Bewegung? War's möglich, daß — ? Er zuckte zuſammen, dann nahm er die liebliche, weiße Roſe von der Bruſt, wandte ſich um und küßte ſie. Das Scheuſal hatte auch eine Roſe, Blatt für Blatt der ſeinen gleich! Es küßte ſie mit gleichen Küſſen und preßte ſie mit ſchrecklichen Gebärden an das Herz.

Da ihm die Wahrheit grell vor Augen trat, ſtieß er einen wilden Schrei der Verzweiflung

aus und warf ſich ſchluchzend auf den Flur. Er alſo war es, der mißgeformt, ein Krüppel war, häßlich anzuſehen, eine Zwerggeſtalt! Er ſelber war das Scheuſal! Und über ihn hatten die Kinder alle ſo laut gelacht. Und auch die kleine Prinzeſſin, von der er geglaubt hatte, ſie liebe ihn, — auch ſie hatte nur ſeine Häßlichkeit verhöhnt und ſich über ſeine krummen Glieder luſtig gemacht.

Warum hatte man ihn nicht im Walde gelaſſen, wo es keinen Spiegel gab, der ihm ſagen konnte, wie abſcheulich er war? Warum hatte ihn ſein Vater nicht lieber getötet, als ihn ſeiner Schande verkauft! Heiße Tränen rannen über ſeine Wangen, und er zerfetzte die weiße Roſe in Fetzen. Das kriechende Scheuſal tat dasſelbe und ſtreute die bleichen Blütenblätter in die Luft. Es wälzte ſich am Boden, und wenn er danach blickte, ſpähte es mit ſchmerzverzerrtem Antlitz nach ihm hin.

Er kroch fort, um es nicht mehr zu ſehen, und bedeckte ſich die Augen mit den Händen. Wie ein verwundetes Tier ſchleppte er ſich in den Schatten und blieb dort ſtöhnend liegen.

In dieſem Augenblicke aber kam die Infantin ſelbſt mit ihren Geſpielen durch die offene Flügeltür herein. Und da ſie den häßlichen kleinen Zwerg am Boden liegen ſahen, ſahen, wie er mit geballten Fäuſtchen in höchſt phan-

5*

taſtiſcher und übertriebener Weiſe um ſich ſchlug, brachen ſie in helles, kindlichfrohes Lachen aus und umringten ihn alle und ſahen ihm zu.

„Sein Tanzen war unterhaltend," ſagte die Infantin, „aber ſein Spiel iſt noch viel unterhaltender. Er ſpielt beinahe ſo gut wie die Drahtpuppen. Nur ſelbſtverſtändlich nicht ganz ſo natürlich." Und ihre Händchen flatterten mit ihrem großen Fächer auf und nieder und klatſchten Beifall.

Der kleine Zwerg aber blickte kein einzig Mal auf, und ſeine Seufzer wurden leiſer und leiſer und plötzlich entrang ſich ein ſeltſamer Laut ſeiner Kehle. Er grub ſich die Nägel in das Fleiſch. Dann fiel er wiederum zurück und lag ganz unbeweglich.

„Das war großartig", ſagte die Infantin nach einer Pauſe. „Aber jetzt mußt du mir etwas vortanzen!"

Da riefen alle Kinder im Chor: „Ja, du mußt aufſtehen und tanzen, denn du biſt nicht minder geſchickt als die Berberaffen und viel, viel komiſcher."

Der kleine Zwerg aber antwortete nicht.

Und die Infantin ſtampfte mit dem Füßchen auf und rief ihren Onkel herbei, der mit dem Kanzler auf der Terraſſe promenierte und einige Depeſchen las, die ſoeben aus Mexiko eingelangt

waren, wo man kürzlich das heilige Amt eingerichtet hatte.

„Mein luſtiger kleiner Zwerg ſchmollt!“ rief ſie. „Weck' ihn mir auf und ſag' ihm, daß er für mich tanzen ſolle.“

Die Kinder lächelten einander zu und ſchlenderten herein, und Don Pedro beugte ſich nieder und ſchlug den Zwerg mit ſeinem geſtickten Handſchuh auf die Backe. „Du ſollſt tanzen,“ ſprach er, „petit monstre. Tanzen ſollſt du. Die Infantin des ſpaniſchen Königreiches und der beiden Indien will unterhalten ſein.“ Aber der kleine Zwerg regte ſich nicht.

„Man ſollte nach einem Peitſchenmeiſter ſenden,“ ſprach Don Pedro müde und ging wieder auf die Terraſſe hinaus. Der Kanzler aber blickte ernſt und kniete neben dem kleinen Zwerge nieder und legte die Hand auf deſſen Herz. Und nach Ablauf einer Sekunde zuckte er die Achſeln, ſtand auf, verneigte ſich tief vor der Infantin und ſprach: „Mia bella princessa! Ihr luſtiger kleiner Zwerg wird nie mehr tanzen. Es iſt ſchade, iſt er doch ſo häßlich, daß er ſelbſt dem Könige ein Lächeln entlocken hätte können.“

„Und warum wird er nie mehr tanzen?“ frug lächelnd die Infantin.

„Weil ihm das Herz gebrochen iſt,“ erwiderte der Kanzler.

Da runzelte die Infantin die Brauen und ihre niedlichen Roſenlippen kräuſelten ſich reizvoll vor Verachtung.

„In Zukunft mögen jene, welche mit mir zu ſpielen wünſchen, kein Herz haben!“ rief ſie und lief in den Garten hinaus.

Der junge Fiſcher und ſeine Seele.

Allabendlich fuhr der junge Fiſcher hinaus auf das Meer und ſenkte das Netz in die Flut. Wenn der Wind vom Lande blies, fing er nichts oder ſelbſt im beſten Fall nur wenig. War's doch ein rauher, ſchwarzflügeliger Wind, dem rauhe Wellen nur entgegen kamen. Doch wenn der Wind landeinwärts blies, ſtiegen die Fiſche aus der Tiefe und ſchwammen in die Maſchen ſeines Netzes. Und er trug ſie auf den Marktplatz und verkaufte ſie.

Allabendlich fuhr er hinaus auf das Meer. Und an einem Abend war ſein Netz ſo ſchwer, daß er es kaum herein ins Boot zu ziehen vermochte. Da lachte er und ſprach zu ſich ſelber: „Wahrlich, entweder habe ich alle Fiſche gefangen, die da ſchwimmen, oder ein dunkles Ungeheuer geangelt, das die wundertollen Menſchlein angaffen werden. Vielleicht auch irgendein Ding des Grauſens, wonach die große Königin Verlangen tragen wird.“ Und er nützte ſeine Kräfte alle und zog an den groben Tauen, bis ſich auf ſeinen Armen die langen Adern hoch abzeichneten, wie Linien blauen Emails rund um ein erzenes Gefäß. Er zog an den dünnen Stricken und näher und näher kam der Kreis

flacher Korke, und endlich ſtieg das Netz an die Oberfläche des Waſſers.

Aber es lag kein Fiſch darin und auch kein Ungeheuer. Auch nichts Grauenvolles, nur eine kleine Meermaid, die feſt ſchlief.

Ihr Haar war wie ein naſſes Flies von Gold, und jedes einzelne Haar war wie ein Faden feinen Goldes im Glaſe einer Schale. Ihr Leib war wie weißes Elfenbein. Ihr Schuppenſchwanz war aus Silber und Perlen und rundum von grünen Algen und Seemuſcheln umkränzt. Den Seemuſcheln glichen ihre Ohren und ihre Lippen Seekorallen. Die kalten Wellen ſpielten mit ihren kalten Brüſten und Salz glitzerte auf ihren Augenlidern.

Sie war ſo ſchön, daß der junge Fiſcherknabe bei ihrem Anblicke voll des Staunens verſtummte und die Hand ausſtreckte und das Netz ganz nahe an ſich zog. Tief beugte er ſich über Bord und ſchloß ſie in die Arme. Doch da er ſie berührte, ſtieß ſie einen Schrei, gleich dem Schrei der erſchreckten Möwe, aus und erwachte und blickte ihn mit entſetzten Malvenaugen an und rang mit ihm, ſich ihm zu entwinden. Er aber hielt ſie feſt an ſich gepreßt und wollte ſie nicht laſſen.

Und da ſie ſah, daß ſie ihm auf keinerlei Art entrinnen konnte, hob ſie an zu ſchluchzen und ſprach: „Ich bitte dich, laß mich ziehen, denn ich bin die einzige Tochter eines Königs,

und mein Vater iſt hoch bei Jahren und vereinſamt."

Der junge Fiſcher erwiderte: „Ich laſſe dich nicht, es ſei denn, du gelobeſt mir, zu mir zu kommen, wann immer ich dich rufe, und für mich zu ſingen. Denn die Fiſche hören gerne dem Geſang des Meervolks zu. Und meine Netze werden ſich alſo füllen."

„Willſt du mich in Wahrheit ziehen laſſen, wenn ich dir dies gelobe?" rief die Meermaid.

„Ich will dich in Wahrheit ziehen laſſen", erwiderte der junge Fiſcher.

Da ſchwor ſie ihm, was er von ihr verlangte, und ſiegelte es mit dem Eid des Meervolkes. Frei gaben ſeine Arme ſie nun, und ſie ſtieg hinab zum Waſſergrunde und zitterte in ungekannter Furcht.

*

Allabendlich fuhr der junge Fiſcher hinaus aufs Meer und rief die Meermaid, und ſie ſtieg aus den Fluten und ſang für ihn. Rund um ſie her ſchwammen die Delphine und ihr zu Häupten flatterten die wilden Seemöwen.

Sie aber ſang ſeltſam ſchönen Sang. Sang ſie doch vom Meervolke, das ſeine Herden von Höhle zu Höhle treibt und kleine Kälbchen auf den Schultern trägt; von den Tritonen, die lange grüne Bärte haben und behaarte Brüſte und auf den gewundenen Muſcheln blaſen, wenn

der König vorüberzieht; von dem Palaſt des Königs, der, von oben bis unten aus Bernſtein gebaut, ein Dach durchſichtiger Smaragden hat, und mit glänzenden Perlen gepflaſtert iſt; und von den Gärten der See, wo die breitgefiederten Fächer von Korallen den ganzen Tag lang auf- und niedergehen, wo die Fiſche gleich Silbervögeln hin und wider gleiten, die Anemonen feſt in den Felſen wurzeln und die roſenroten Nelken im gewellten, gelben Sande.

Sie ſang von den Rieſenwalen, die aus den nördlichen Meeren kommen und ſcharfe Eiszapfen an ihren Riemen hängen haben; von den Sirenen, die von ſolch wunderbaren Dingen ſingen, daß die Kaufleute die Ohren mit Wachs verſtopfen müſſen, um ſie nicht zu hören, nicht in die Tiefe zu ſpringen und zu ertrinken; von geſunkenen Galeeren mit hohen Maſten und frierenden Seefahrern, die ſich an das Tauwerk klammern, und den Makrelen, die durch die offenen Ladelöcher ein- und ausſchwimmen; von den kleinen Entemuſcheln, die große Reiſende ſind und ſich in die Kiele der Schiffe bohren und rund um die Welt ſegeln ſo; und vom Tintenfiſche, der am Klippenrande lebt, und die langen ſchwarzen Arme ausſtreckt und die Nacht herniederrufen kann, wenn er es will. Sie ſang von Nautilos, der ſein eigen Schifflein hat, das aus Opal geſchnitten iſt und von einem ſilbernen Segel geſteuert wird, von den

fröhlichen Meermännern, die Laute ſpielen und den großen Kraken in Schlaf verſenken können; von den kleinen Kindern, die ſchlüpfrige Meerſchweinchen erhaſchen und lachend auf ihren Rücken reiten; von den Meerjungfrauen, die im weißen Schaume liegen und nach dem Seefahrer die Arme ſtrecken; und von den Seelöwen mit den gebogenen Fangzähnen und den Seepferden mit den wogenden Mähnen.

Und wie ſie ſo ſang, kamen alle Tunfiſche der Tiefe herbei, um ihr zu lauſchen, und der junge Fiſcher warf ſein Netz um ſie und fing ſie alle, und wieder andere traf er mit dem Speer. Und wenn ſein Boot ſich vollgefüllt hatte, ſtieg die Meermaid lächelnd hinab in die Tiefe.

Niemals aber kam ſie ſeiner Berührung nahe. Oft rief er ſie und bat ſie. Doch ſie wollte nicht. Und wenn er ſie zu ergreifen verſuchte, tauchte ſie ins Waſſer, wie wohl ein Seehund taucht, und an jenen Tagen ſah er ſie nicht wieder. Tagtäglich aber klang der Klang ihrer Stimme ſeinem Ohre ſüßer. So ſüß klang ihre Stimme ihm, daß er ſeines Netzes und ſeiner Liſt vergaß und ſich um ſein Handwerk nicht mehr kümmerte.

Mit Floſſen von Karmin und Augen von glitzerndem Golde zogen die Tunfiſche in Scharen vorbei, er aber achtete ihrer nicht. Sein Speer lag unbenützt an ſeiner Seite, und ſein Korb aus geflochtener Weide blieb leer. Mit ſehn-

ſuchtsoffenen Lippen, mit Augen, die vor Staunen dunkel wurden, ſaß er müßig in ſeinem Kahn und lauſchte. Lauſchte, bis die Meeresnebel über ihn hinkrochen und der wandelnde Mond ſeine braunen Glieder mit Silber färbte.

Und eines Abends rief er ſie und ſprach: „Kleine Meermaid, kleine Meermaid, ich liebe dich. Nimm mich zum Liebſten; denn ich liebe dich!“

Doch die Meermaid ſchüttelte das Haupt: „Du haſt eine Menſchenſeele,“ erwiderte ſie, „wenn du nur deine Seele von dir ſenden wollteſt! Dann könnte ich dich lieben.“

Und der junge Fiſcher ſprach zu ſich: „Was frommt mir meine Seele? Ich vermag ſie nicht zu faſſen, ich kenne ſie nicht einmal. Wahrlich, ich will ſie von mir ſenden, und große Seligkeit wird meiner harren.“

Und ein Schrei der Freude rang ſich von ſeinen Lippen, und aufrechtſtehend in ſeinem buntbemalten Kahne ſtreckte er die Arme der Meermaid entgegen.

„Ich will meine Seele von mir ſchicken,“ rief er, „und du ſollſt meine Braut ſein. Dein Liebſter will ich ſein, und in den Tiefen der See wollen wir beiſammen wohnen, und du ſollſt mir all das, wovon du geſungen haſt, zeigen, und ich will tun, was immer du begehreſt und nichts mehr ſoll unſer Leben ſcheiden.“

Und die kleine Meermaid lachte laut auf

vor Glückſeligkeit und verbarg das Antlitz in den Händen.

„Doch wie ſoll ich meine Seele von mir ſenden?“ rief der junge Fiſcher. Sag' mir, wie ich es beginnen ſoll, und alſogleich ſoll es vollzogen ſein.“

„Ach! das weiß ich nicht“, ſprach die kleine Meermaid. „Meervolk hat keine Seele.“ Und ſie ſtieg hinab in die Tiefe und ſah ihn traurig an.

*

Früh am nächſten Morgen ſchon, ehe die Sonne noch männerhandhoch über dem Hügel ſtand, ging der junge Fiſcher zum Hauſe des Prieſters und pochte dreimal an die Türe.

Der Novize ſpähte durch das Türfenſterlein heraus und da er ſah, wer draußen ſtand, zog er den Riegel zurück und ſprach: „Tritt ein!“

Und der junge Fiſcher trat ein und kniete auf den ſüß duftenden Binſen des Flures nieder und rief den Prieſter an, der in dem Buche des Lebens las, und ſprach zu ihm: „Vater, ich liebe vom Meervolk eine und meine Seele hindert mich an der Erfüllung meiner Sehnſucht. Sag' mir, wie ich meine Seele von mir ſenden kann. Denn in Wahrheit: ich brauche ſie nicht. Was ſoll mir meine Seele? Ich

kann ſie nicht ſehen, ich kann ſie nicht berühren, ich kenne ſie nicht.“

Und der Prieſter ſchlug ſich die Bruſt und entgegnete: „Wehe! Weh! Aus dir ſpricht Wahnſinn! Vielleicht auch haſt du vergiftet Kraut genoſſen. Iſt doch das Edelſte im Menſchen die Seele, die uns von Gott geſchenkt ward, auf daß wir ſie auf edle Art gebrauchen ſollen. Es gibt nichts Herrlicheres als eine Menſchenſeele und kein irdiſch Ding mag ſich damit vergleichen. Sie wieget alles Gold der Erde auf und iſt koſtbarer als die Rubine der Könige. Darum, mein Sohn, wende du deine Gedanken ab von dieſer Sünde, die von jenen iſt, die nicht verziehen werden. Denn das Meervolk iſt verloren und verloren ſind all die, die mit ihm Bündnis ſchließen. Sie ſind wie das Vieh auf dem Felde, das nicht Gutes vom Üblen unterſcheidet. Und nicht für ſie iſt unſer Herr geſtorben.“

Die Augen des jungen Fiſchers füllten ſich mit Tränen, da er die harten Worte des Prieſters vernahm, und er erhob ſich von den Knien und ſprach zu ihm: „Vater, die Faune leben im Walde und ſind froh; und auf den Felſen ſitzen die Meermänner mit ihren Harfen aus rotem Golde. Laß mich einer von ihnen ſein, ich beſchwöre dich. — Denn ihre Tage verſtreichen wie die Tage der Blume. Meine Seele aber? Was frommt mir meine Seele, wenn

ſie zwiſchen mir und jener ſteht, die ich da liebe?“

„Die Liebe des Leibes iſt ſchmutzgeboren,“ rief der Prieſter, die Brauen furchend, „und ſchmutzgeboren und böſe ſind die heidniſchen Weſen. Denn nur Gottes Duldung geſtattet ihnen, die Welt zu durchziehen. Verflucht ſeien die Faune des Waldlandes, und verflucht ſeien die Sänger der See. Ich habe ſie zur Nachtzeit gehört, und ſie haben verſucht mich von meinen Gebeten zu locken. Sie pochen ans Fenſter und lachen, ſie flüſtern mir die Macht ihrer verderblichen Luſt ins Ohr. Sie verſuchen mich mit Verſuchung — und wenn ich beten will, grinſen mich Fratzen an. Sie ſind verloren, ſag' ich dir, ſie ſind verloren. Für ſie gibt es nicht Himmel noch Hölle, und nicht hier noch dorten ſollen ſie Gottes Namen lobpreiſen.“

„Vater!“ rief der junge Fiſcher. „Du weißt nicht, was du ſprichſt. Einſt fing ich in meinen Netzen die Tochter eines Königs. Sie iſt ſchöner als der Morgenſtern und weißer als der Mond. Für ihren Leib gäbe ich gerne meine Seele hin und für ihre Liebe meine Seligkeit. Gib mir die Auskunft, die ich von dir erbitte, und laß mich in Frieden ziehen.“

„Hebe dich weg,“ rief der Prieſter, „deine Buhle iſt verloren und du wirſt mit ihr verloren ſein.“ Und er gab ihm keinen Segen, ſondern trieb ihn von ſeiner Tür.

Und der junge Fiſcherknabe ging hinab auf den Marktplatz. Und er ging langſam und beugte den Kopf wie einer, der in Sorgen iſt. Und da die Kaufleute ihn kommen ſahen, flüſterten ſie miteinander und einer von ihnen kam ihm entgegen und rief ihn beim Namen und ſprach: „Was haſt du zu verkaufen?“

„Ich will dir meine Seele verkaufen“, antwortete er. „Ich bitte dich, kaufe ſie mir ab, denn ich bin ihrer müde. Wozu brauche ich meine Seele? Ich kann ſie nicht ſehen, ich vermag ſie nicht zu berühren, ich kenne ſie nicht.“

Die Kaufleute aber höhnten ihn und ſagten: „Was frommt wohl eine Menſchenſeele? Sie iſt kein Stück geprägten Silbers wert. Verkaufe uns deinen Leib zu eigen und wir wollen dich in den Purpur des Meeres hüllen, einen Ring an deinen Finger ſtecken und dich zum Luſtknaben der großen Königin machen. Aber rede uns nicht von deiner Seele, denn wir brauchen deine Seele nicht, auch hat ſie keinen Wert für uns.“

Da ſprach der junge Fiſcher zu ſich ſelbſt: „Wie ſeltſam iſt doch all dies! Der Prieſter ſprach zu mir: ‚Die Seele wiegt alles Gold der Welt auf.‘ Und die Kaufleute ſagen, ſie ſei kein geprägtes Stück Silber wert.“

Und er verließ den Marktplatz und ſtieg nie-

der an das Ufer der See und begann darob zu ſinnen, was er tun ſolle.

*

Und zur Mittagsſtunde kam ihm in den Sinn, wie ihm einſt einer ſeiner Gefährten, der Meerfenchelſucher war, von einer jungen Hexe erzählt hatte, die zu Häupten der Bucht in einer Höhle wohne, und voll der Liſt in ihren Zauberkünſten ſei. Und er machte ſich auf und lief zu ihr; ſo ſehr gelüſtete es ihn, ſeiner Seele frei zu werden. Und eine Wolke Staubes folgte ihm, als er den Uferſand entlang eilte.

Aus dem Jucken ihrer Hand erſah die junge Hexe ſein Kommen. Und ſie lachte und löſte ihr rotes Haar. Von ihrem roten Haar umwogt, ſtand ſie unter dem Eingang der Höhle und in Händen hielt ſie einen Zweig von wildem Schierling, der da blühte.

„Was fehlt dir? Was fehlt dir?“ rief ſie, als er keuchend den Abhang heranklomm und ſich vor ihr neigte. „Fiſche im Netz, wenn der Wind verſagt? Ich habe ein Rohrpfeiflein: Blaſ' ich darauf, kommen die Meeräſchen in die Bucht geſegelt. Aber es hat einen Preis, ſchöner Knabe. Es hat einen Preis. — Was fehlt dir? Was fehlt dir? Ein Sturm, der Schiffe ſcheitern macht und Kiſten voll reicher Schätze an das Ufer ſpült? Ich habe mehr Stürme als der Wind, denn ich diene einem, der ſtärker als

6*

der Wind. Und mit einem Sieb und einem Eimer Waſſer kann ich die großen Galeeren nieder auf den Grund des Ozeans ſenken. Aber ich habe meinen Preis, ſchöner Knabe. Ich habe meinen Preis. — Was fehlt dir? Was fehlt dir? Ich kenne eine Blume, die im Tale wächſt. Keiner kennt ſie als ich. Purpurblätter hat ſie und der Stern in ihrem Blütenherzen iſt weiß wie Milch. Berührteſt du mit dieſer Blume die welken Lippen der Königin, ſo folgte ſie dir all über die Welt. Aus dem Bette des Königs ſtünde ſie auf, und all über die Welt hin folgte ſie dir. Doch die hat ihren Preis, hübſcher Junge. Die hat ihren Preis. — Was fehlt dir? Was fehlt dir? Ich kann eine Kröte im Mörſer zerſtoßen und Brühe daraus brauen. Kann dieſe Brühe mit eines toten Mannes Hand umrühren: Spritzt du ſie auf deinen Feind, dieweil er ſchläft, ſo wird er ſich in eine ſchwarze Viper wandeln und die Mutter, die ihn gebar, wird ihn vertilgen. Mit einem Spinnrad kann ich den Mond vom Himmel ziehen und im Kriſtall den Tod dir zeigen. — Was fehlt dir? Was fehlt dir? Nenne ihn mir, deinen Wunſch, und ich will ihn dir erfüllen und du wirſt mir den Preis zahlen, ſüßer Knabe, du wirſt den Preis zahlen."

„Mein Wunſch ſteht nur nach einem einfach Dinge," ſprach der junge Fiſcher, „doch hat der Prieſter mir darob gezürnt und mich

davongejagt. Nach einem einfach Ding nur ſtehet mein Wunſch; doch haben die Kaufleute mich verhöhnet und es mir verweigert. Drum bin ich zu dir gekommen, wenngleich dich die Menſchen böſe ſchelten. Und welchen Preis du auch fordern magſt: Ich will ihn bezahlen".

„Und was wünſcheſt du?" frug die Hexe und trat dicht an ihn heran.

„Ich möchte meine Seele fort von mir ſenden", erwiderte der junge Fiſcher.

Die Hexe erbleichte und ſchauderte und verhüllte das Angeſicht mit ihrem blauen Mantel. „Schöner Knabe", murmelte ſie, „du verlangſt Entſetzliches."

Er ſchüttelte die braunen Locken und lachte. „Ich brauche meine Seele nicht," erwiderte er. „Ich kann ſie nicht ſehen, ich kann ſie nicht berühren, ich kenne ſie nicht".

„Was willſt du mir geben, wenn ich dir das Mittel weiſe"? frug die Hexe und blickte ihn verlangend an mit ihren ſchönen Augen.

„Fünf Stücke Goldes", ſprach er. „Die Hütte aus Schilfrohr, worin ich lebe, und den bemalten Kahn, worin ich ſegle. Nur ſage mir, wie ich meiner Seele frei werden kann. Ich will dir alles geben, was immer ich beſitze".

Sie lachte höhniſch auf und traf ihn mit dem Zweig des Schierlings. „Ich kann die Blätter des Herbſtes in Gold verwandeln", erwiderte ſie, „ich kann die bleichen Mondſtrahlen

zu Silber ſpinnen, wenn ich will. Er, dem ich diene, iſt reicher als alle Könige der Erde und beherrſcht ein jedes ihrer Länder.“

„Was denn ſoll ich dir geben,“ rief er, „wenn dein Preis nicht Silber iſt noch Gold?“

Die Hexe glättete ſein Haar mit ihren ſchmalen weißen Händen: „Tanzen ſollſt du mit mir, ſchöner Knabe,“ flüſterte ſie und lächelte ihm zu, dieweil ſie ſprach.

„Anſonſten nichts?“ rief der junge Fiſcher verwundert und ſprang auf die Füße.

„Anſonſten nichts“, entgegnete ſie. Und wieder lächelte ſie ihm zu.

„So wollen wir bei Sonnenuntergang an heimlicher Stelle miteinander tanzen“, ſprach er. „Und haben wir getanzt, ſo wirſt du mir verraten, was zu wiſſen mich verlangt.“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Erſt wenn der Mond voll! Erſt wenn der Mond voll!“ flüſterte ſie. Dann ſpähte ſie im Kreiſe umher und lauſchte. Ein blauer Vogel ſtieg kreiſchend von ſeinem Neſte auf und kreiſte über die Dünen, und drei bunte Vögel rauſchten durch das harte graue Gras und ſchrien einander zu. Kein Laut ſonſt war hörbar, außer dem Rauſchen der Wogen, die ſich ſtöhnend auf dem glatten Kieſelgrunde wälzten. Da ſtreckte ſie die Hand aus und zog ihn eng an ſich heran und legte ihre heißen Lippen dicht an ſein Ohr.

„Heute nacht ſollſt du mit mir auf den

Bergesgipfel kommen," flüſterte ſie, „es iſt Sabbat und Er wird dort ſein."

Der junge Fiſcher erſchrak und ſah ſie an. Doch ſie wies ihm die weißen Zähne und lachte.

„Wer iſt Er, von dem du ſprichſt?" ſo frug er.

„Was kümmert es dich?" erwiderte ſie. „Komm heute nacht! Unter den Äſten der weißen Buche ſollſt du ſtehen und auf mein Kommen warten. Läuft ein ſchwarzer Hund auf dich zu, ſchlag ihn mit einer Weidenrute, darauf wird er von dir weichen. Schreit eine Eule dir zu, gib ihr keine Antwort. Sobald der Mond voll, will ich bei dir ſein. Dann wollen wir mitſammen im Graſe tanzen."

„Doch ſchwörſt du mir zu ſagen, wie ich meine Seele fort von mir ſenden kann?" frug er dawider.

Sie trat in das volle Sonnenlicht hinaus und durch ihr rotes Haar wehte der Wind. „Bei den Hufen des Bockes ſchwöre ich es!" gab ſie zur Antwort.

„Du biſt die Beſte aller Hexen," rief der junge Fiſcher, „drum will ich auch wahrlich heute mit dir auf dem Bergesgipfel tanzen. Ich wollte zwar, du hätteſt Gold oder Silber von mir erbeten; doch ſoll dir der Preis werden, nach dem du verlangeſt, dieweilen es nur ein ganz geringer Preis iſt."

Er lüftete die Mütze und neigte tief das

Haupt vor ihr und lief zurück in die Stadt, von großer Freude erfüllt.

Und die Hexe blickte ihm nach, wie er so lief. Und als er ihr aus dem Aug geschwunden war, trat sie wieder in die Höhle, nahm einen Spiegel aus einem Kistchen von geschnitztem Zedernholze, setzte ihn auf ein Gestell und verbrannte auf glühender Kohle Eisenkraut davor und starrte in die Ringel des Rauches. Und nach einer Weile krampfte sie zornig die Hände ineinander. „Er hätte mein sein sollen!“ stieß sie leise hervor. „Ich bin so schön wie sie.“

*

Am Abend, da der Mond emporgestiegen war, kletterte der junge Fischer zum Berggipfel hinan und stellte sich unter die Äste der Weißbuche. Wie ein Schild spiegelglatten Metalles ruhte zu seinen Füßen das Meer und die Schatten der Fischerboote zogen durch die kleine Bucht. Eine große Eule mit gelben Schwefelaugen rief seinen Namen, er aber antwortete nicht. Ein schwarzer Hund lief auf ihn zu und fletschte die Zähne, er schlug ihn mit einer Weidenrute, und winselnd schlich er sich weg.

Um Mitternacht kamen die Hexen wie Fledermäuse durch die Luft geflattert. „Pfui!“ kreischten sie, als sie den Boden berührten. „Ein Fremder ist hier.“ Und sie schnüffelten herum und schwatzten miteinander und gaben sich

Zeichen. Als letzte aber kam die junge Hexe, und ihr Rothaar wehte im Wind. Sie trug ein goldgewebt Gewand, das mit Pfauenaugen bestickt war, und ein Käppchen aus grünem Sammet saß auf ihrem Haupte.

„Wo ist er? Wo ist er?“ gellten die Hexen, da sie sie erblickt. Sie aber lachte nur auf und lief auf die Weißbuche zu, nahm den jungen Fischer an der Hand und führte ihn hinaus ins helle Mondlicht und hub zu tanzen an.

In rasendem Wirbeltanze drehten und drehten sie sich, und die junge Hexe sprang so hoch, daß er die scharlachenen Hacken ihrer Schuhe sehen konnte. Da drang, mitten in den Tanz hinein, der Laut schnelleilender Hufe. Doch kein Pferd ward sichtbar; und er fürchtete sich.

„Schneller!“ rief die Hexe und sie schlang die Arme um seinen Hals und ihr Atem brannte auf seinem Antlitz. „Schneller! Schneller!“ rief sie und die Erde ward unter seinen Füßen wie ein fliegend Spinnrad, und seine Gedanken trübten sich und eine große Angst befiel ihn: gleichsam als starre Böses ihn an, — und zuletzt sah er, daß unter dem Schatten des Felsens eine Gestalt stand, die vorher nicht dagewesen war.

Es war ein Mann in einem schwarzen Sammetgewande, das nach spanischer Art geschnitten. Sein Gesicht war seltsam bleich. Seine Lippen aber waren wie eine stolze rote Blume.

Er ſchien müde und lehnte ſich zurück, achtlos mit dem Knopfe ſeines Dolches ſpielend. Auf dem Graſe neben ihm lag ein Federhut und ein Paar Reiter-Handſchuhe mit goldenen Spitzen beſetzt und mit Perlen beſtickt, die ſich zu einem ſeltſamen Symbole aneinanderreihten. Ein kurzer, zobelgefütterter Mantel hing ihm von der Schulter, und ſeine zarten weißen Hände waren ringüberſät. Schwere Lider ſchatteten ſeine Augen.

Der junge Fiſcher ſah und ſah ihn an wie einer, den ein Zauber hält. Endlich trafen ſich ihre Blicke und wohin er auch tanzte, immer fühlte er die Augen des Mannes auf ſich ruhen. Er hörte die Hexe lachen, faßte ſie um den Leib und drehte ſie im tollen Wirbel.

Plötzlich bellte ein Hund im Walde, und die Tänzer hielten ein und traten je zu zweit vor den Mann hin, knieten nieder und küßten ſeine Hand. Da ſie dies taten, glitt ein leiſes Lächeln um ſeine ſtolzen Lippen, wie Vogelſchwingen über Waſſer gleiten und es lächeln machen. Aber es lag Verachtung darin, und immerzu ſah er den jungen Fiſcher an.

„Komm, laß uns anbeten!“ flüſterte die Hexe und ſie nahm ihn bei der Hand, und ein heißes Verlangen, zu tun wie ſie ſprach, ergriff ihn. Er folgte ihr. Doch da er nahe trat, ohne zu wiſſen weshalb, ſchlug er auf ſeiner

Bruſt das Kreuzeszeichen und rief den heiligen Namen an.

Kaum hatte er dies getan, kreiſchten die Hexen wie Falken auf und flogen von dannen, und das bleiche Geſicht, das ihn anſah, zuckte in einem Krampf des Schmerzes. Der Mann ſchritt auf ein kleines Gehölze zu und pfiff. Eine ſilbergezäumte Stute lief ihm entgegen. Und da er auf ihren Rücken ſprang, wendete er ſich nochmals um und blickte den jungen Fiſcher traurig an. Auch die Hexe mit dem roten Haare verſuchte fortzufliegen, aber der Fiſcher erhaſchte ſie beim Handgelenk und hielt ſie feſt.

„Gib mich frei," rief ſie, „und laß mich gehen! Haſt du doch genannt, was nicht genannt werden darf, und das Zeichen gemacht, das wir nicht anſehen dürfen."

„Nicht doch," erwiderte er, „nicht laß ich dich, eh du mir das Geheimnis verraten."

„Welch Geheimnis?" ſprach die Hexe und rang mit ihm wie eine wilde Katze und biß ſich die ſchaumbedeckten Lippen.

„Du weißt es", antwortete er.

Ihre grasgrünen Augen wurden tränenſchwer, und ſie ſprach zum jungen Fiſcher: „Verlange von mir was immer du willſt, nur das nicht."

Er lachte und hielt ſie nur um ſo feſter.

Und als sie sah, daß sie sich nicht zu lösen vermochte, flüsterte sie ihm zu: „Sag', bin nicht auch ich so schön wie die Tochter des Meeres und so begehrenswert wie jene, die in den blauen Wassern wohnt"? Und sie schmiegte sich an ihn und lehnte ihr Antlitz an das seine.

Er aber stieß sie stirnrunzelnd von sich und sprach: „Brichst du das Versprechen, das du mir gegeben hast, so erschlage ich dich, du falsche Hexe!"

Sie wurde grau wie eine Blume am Judasbaume und erschauerte. „Sei's denn"! murmelte sie, „es ist ja deine Seele und nicht meine. Tu', was du willst, mit ihr". Und sie zog aus dem Gürtel ein kleines Messer, das einen Griff von grüner Vipernhaut trug, und gab es ihm.

„Was soll mir das"? frug er sie verwundert.

Einen Augenblick lang schwieg sie, und ein Ausdruck des Entsetzens glitt über ihr Gesicht. Dann strich sie sich das Haar aus der Stirne, und seltsam lächelnd sprach sie zu ihm:

„Was die Menschen den Schatten des Körpers nennen, ist der Schatten des Körpers nicht, sondern der Körper der Seele. Gehe hinab an das Ufer der See und wende deinen Rücken dem Monde zu und schneide rings um deine Füße den Schatten ab, der deiner Seele Körper ist, und heiße deiner Seele dich verlassen, so wird sie es tun."

Der junge Fiſcher zitterte. „Sprichſt du wahr?“ jubelte er.

„Ich ſprach wahr. Und ich wollte, ich hätte es dir nicht geſagt!“ rief ſie und umfing ſchluchzend ſeine Knie.

Er ſchob ſie von ſich und ließ ſie im hohen Graſe liegen, ſteckte das Meſſer in ſeinen Gürtel, ſchritt an den Rand des Berges und begann hinabzuklettern.

Und die Seele in ihm rief und ſprach: „Höre! ich habe jahrelang in dir gewohnt und dir gedienet. Schicke mich jetzo nicht von dir! Denn was hab' ich dir Böſes getan?“

Und der junge Fiſcher lachte: „Du haſt mir nichts Böſes getan, doch brauche ich dich nicht,“ erwiderte er. „Die Welt iſt weit. Auch gibt es einen Himmel und eine Hölle und jenes dämmerdunkle Zwielichthaus, das zwiſchen beiden liegt. Geh', wohin du willſt, aber ſtöre mich nicht, denn mich ruft meine Liebe.“

Und ſeine Seele flehte ihn jammernd an, er aber achtete ihrer nicht, ſondern ſprang von Klippe zu Klippe, fußſicher wie eine wilde Ziege, und endlich kam er auf flachen Grund zu ſtehen am gelben Ufer des Meeres.

Mit bronzefarbenen Gliedern und wohlgeſtaltet, wie eine Statue von Griechenhand geſchaffen, ſo ſtand er auf dem Sande, und wandte dem Monde den Rücken zu. Aus dem Meeresſchaume aber ſtreckten ſich weiße Arme, die ihm

winkten, und aus den Wogen ſtiegen dunkle Geſtalten, die ihm huldigten. Vor ihm lag ſein Schatten, welcher der Körper ſeiner Seele war, und hinter ihm hing der Mond in der honigfarbenen Luft.

Und ſeine Seele ſprach zu ihm: „Mußt du mich wirklich von dir treiben, ſo ſchicke mich nicht fort ohne ein Herz. Die Welt iſt grauſam, gib mir dein Herz mit auf den Weg!“

Er ſchüttelte den Kopf und lächelte. „Womit ſollte ich wohl meine Liebe lieben, gäbe ich dir mein Herz?“ frug er.

„Nicht doch! Sei barmherzig,“ ſprach ſeine Seele, „gib mir dein Herz, denn die Welt iſt grauſam, und ich fürchte mich.“

„Mein Herz gehört meiner Liebe“, erwiderte er, „und nun zögere nicht länger. Fort mit dir!“

„Soll nicht auch ich lieben?“ frug ſeine Seele.

„Hebe dich fort, denn ich kann dich nicht mehr brauchen!“ rief der junge Fiſcher, und er nahm das kleine Meſſer mit dem Knopf aus grüner Vipernhaut und ſchnitt den Schatten rings um ſeine Füße ab. Da erhob ſich dieſer und ſtand vor ihm und ſah ihn an und glich ihm ſelbſt in allen Dingen.

Er ſchlich zurück und ſtieß das Meſſer in den Gürtel und ein Gefühl des Schauderns überkam ihn. „Hebe dich weg,“ murmelte er, „und laß mich dein Antlitz nicht mehr ſehen.“

„Nicht doch, wir müſſen uns wiederſehen“, erwiderte die Seele. Ihre Stimme war leiſe und flötengleich und ihre Lippen bewegten ſich kaum, da ſie ſprach.

„Wie ſollten wir uns wiederſehn?“ rief der junge Fiſcher. „Du wirſt mir ſchwerlich in die Tiefen des Meeres zu folgen vermögen.“

„Alljährlich einmal will ich an dieſe Stelle kommen und dich rufen,“ ſprach die Seele, „kann ſein, daß du dann mich brauchſt.“

„Wie ſollte ich dich brauchen,“ rief der junge Fiſcher. „Doch ſei dem ſo, wenn du es willſt.“ Und er tauchte hinab in das Waſſer, und die Tritonen bliesen auf ihren Hörnern und die kleine Meermaid ſtieg empor, ihm entgegen, und ſchlang die Arme um ſeinen Hals und küßte ihn auf den Mund.

Und die Seele ſtand am einſamen Ufer und blickte nach ihnen hin. Und als ſie im Meere verſunken waren, zog ſie weinend ihres Weges, über das Sumpfland hin.

*

Und als ein Jahr verſtrichen war, kam die Seele zum Ufer des Meeres herab und rief den jungen Fiſcher, und er ſtieg empor aus der Tiefe und ſprach: „Warum rufſt du mich?“ Und die Seele antwortete: „Komm näher, auf daß ich zu dir ſpreche, denn Wunderbares habe ich

geſchaut.“ Und er kam näher und lag im ſeichten Waſſer und lehnte das Haupt auf die Hand und lauſchte.

*

Und die Seele ſprach zu ihm: „Da ich dich verlaſſen, wandte ich mein Antlitz gen Oſten und wanderte. Von Oſten kommt alle Weisheit. Sechs Tage lang wanderte ich und am Morgen des ſiebenten Tages kam ich an einen Hügel, der im Lande der Tartaren liegt. Ich lagerte mich in den Schatten eines Tamariskenbaumes, um mich vor der Sonne zu ſchützen. Das Land war trocken und hitzeverſengt. Die Leute ſchleppten ſich über die Ebene hin wie Fliegen, die auf einer Scheibe blanken Kupfers kriechen.

Gen Mittag ſtieg eine Wolke roten Staubes am flachen Horizonte des Landes auf. Als die Tartaren ſie erblickten, ſtrafften ſie ihre bemalten Bogen und ſprangen auf ihre kleinen Pferde und ſprengten ihr entgegen. Die Weiber flohen ſchreiend in die Wägen und verbargen ſich hinter den Vorhängen aus Fellen.

Bei Dämmerung kamen die Tartaren zurück, aber fünf von ihnen fehlten; und von jenen, die zurückkamen, waren nicht wenige verwundet. Sie ſpannten ihre Pferde an die Wägen und fuhren eilig davon. Drei Schakale kamen aus einer Höhle und ſpähten ihnen nach.

Dann zogen sie die Luft mit den Nüstern ein und trabten in entgegengesetzter Richtung davon.

Da der Mond aufging, ward ich eines Lagerfeuers auf der Ebene gewahr und lenkte den Schritt darauf zu. Auf Teppichen lagerte eine Schar von Kaufleuten. Ihre Kamele waren hinter ihnen an Pfählen festgebunden, und die Neger, die ihre Knechte waren, spannten Zelte aus gegerbten Tierhäuten auf dem Sande auf und errichteten eine hohe Mauer aus Stachelbirnen.

Als ich in ihre Nähe kam, erhoben sich die Führer der Kaufleute und zogen das Schwert und frugen nach meinem Begehr.

Ich erwiderte, ich sei ein Fürst in meinem Heimatlande, und sei soeben den Tartaren entflohen, die versucht hätten, mich zu ihrem Sklaven zu machen.

Der Häuptling lachte und zeigte mir fünf Köpfe, die an langen Bambusrohren staken.

Dann frug er mich, wer Gottes Prophet sei. Ich gab zur Antwort: „Mohamed.“

Da er den Namen des falschen Propheten hörte, neigte er sich tief und nahm mich bei der Hand und setzte mich an seine Seite. Ein Neger brachte mir Pferdemilch in einer hölzernen Schale und ein Stück geröfteten Lammfleisches.

Bei Tagesgrauen machten wir uns auf die Reise. Ich ritt auf einem rothaarigen Kamel, dem Häuptling zur Seite, und ein Läufer lief

vor uns her und trug hoch in Händen einen Speer. Zu beiden Seiten schritt Kriegsvolk, und die Maultiere folgten mit den Waren. Es waren ihrer vierzig Kamele bei der Karawane und der Maultiere waren zweimal vierzig an der Zahl.

Wir zogen vom Lande der Tartaren in das Land derer, die dem Monde fluchen. Wir sahen die Greifen im weißen Felsenglast ihr Gold hüten und die schuppigen Drachen in ihren Höhlen schlafen. Als wir über das Gebirge schritten, hielten wir den Atem an, auf daß sich der Schnee nicht lockere und auf uns falle, und jedermann band einen Schleier aus Gaze sich vor die Augen. Als wir durch die Täler zogen, schossen die Zwerge aus hohlen Bäumen mit Pfeilen nach uns, und zur Nachtzeit hörten wir die Wilden ihre Trommeln schlagen. Als wir zum Turme der Affen kamen, setzten wir ihnen Früchte vor und sie taten uns kein Leid.

Als wir zu dem Turme der Schlangen kamen, setzten wir ihnen warme Milch in zinnernen Schalen vor und sie ließen uns vorüberziehen. Dreimal kamen wir auf unserer Reise an die Ufer des Oxus. Wir setzten auf hölzernen Flößen darüber, die wir mit großen Blasen luftgefüllter Häute trieben. Die Flußpferde wüteten gegen uns und wollten uns morden. Als die Kamele sie sahen, zitterten sie.

Die Könige jeder Stadt heischten Zoll von

uns, doch keiner duldete, daß wir durch die Tore traten. Über die Mauer herüber warfen sie uns Brot zu, kleine honiggebackene Maiskuchen und Kuchen aus feinem Mehl mit Datteln gefüllt. Für je hundert Körbe voll gaben wir ihnen eine Bernsteinperle.

Wenn die Leute in den Dörfern uns kommen sahen, vergifteten sie die Brunnen und flohen auf die Hügelhöhen. Wir kämpften mit den Magadaern, die alt zur Welt kommen und von Jahr zu Jahr jünger werden, und die sterben, wenn sie kleine Kinder sind; und mit den Laktroen, die sich Tigersöhne nennen und sich gelb bemalen und schwarz; und mit den Auranthen, die die Leichen ihrer Toten in den Wipfeln der Bäume begraben, und selber in dunklen Höhlen wohnen, auf daß die Sonne, die ihr Gott ist, sie nicht töte; und mit den Krimanieren, die ein Krokodil anbeten und es mit Butter und jungem Geflügel füttern; und mit den Agazonbaten, die Hundeköpfe haben; und mit den Silbanern, die Pferdefüße haben und schneller laufen als Pferde. Ein Dritteil unserer Schar fand in der Schlacht den Tod, und ein Dritteil starb vor Entbehren. Die übriggebliebenen murrten wider mich und sagten, ich habe Unheil über sie gebracht. Ich zog eine Hornnatter unter einem Steine hervor und ließ mich von ihr beißen. Da sie sahen, daß ich nicht erkrankte, befiel sie Furcht.

829186 A

Im vierten Monate erreichten wir die Stadt Illel. Nacht war es, als wir an den Hain gelangten, der die Mauer gürtet, und die Luft war ſchwül, denn der Mond ſtand unter dem Zeichen des Skorpions. Wir pflückten die reifen Granatäpfel von den Bäumen, brachen ſie und ſchlürften ihren ſüßen Saft. Dann lagerten wir uns auf unſere Teppiche und warteten auf die Dämmerung.

Und da es dämmerte, ſtanden wir auf und pochten an das Tor der Stadt. Es war aus Erz und Seeungetüme und geflügelte Drachen waren darein hochgegoſſen. Die Wächter ſchauten von den Wällen herab und frugen nach unſerem Begehr. Der Dolmetſch der Karawane antwortete, wir kämen von der ſyriſchen Inſel und brächten viele Waren. Sie nahmen Geiſeln und ſagten, ſie wollten uns das Tor um Mittag öffnen, und hießen uns bis dahin warten.

Da es Mittag war, öffneten ſie das Tor, und als wir einzogen, liefen die Leute in Scharen aus den Häuſern, um uns zu ſehen, und ein Marktſchreier ging durch die ganze Stadt und blies auf einer Muſchel. Wir ſtanden auf dem Marktplatz und die Neger banden die Ballen bunten Tuches auf und öffneten die geſchnitzten Truhen aus Sykomore, und als ſie mit ihrer Arbeit fertig waren, zogen die Kaufleute ihre ſeltenen Schätze hervor: das ſchneeige Linnen aus Ägypten und das farbenprunkende Linnen

aus dem Lande der Äthiopier, die purpurnen Schwämme von Tyrus und die blauen Tapeten aus Sidon; die kühlen Bernsteinschalen und die schönen Gefäße aus Glas und die seltsamen Gefäße aus gebranntem Ton. Vom Dache eines Hauses herab beobachtete uns eine Schar Frauen. Eine der Frauen trug eine Maske von vergoldetem Leder. Und am ersten Tage kamen die Priester und trieben Tauschhandel mit uns, und am zweiten Tage kamen die Edelleute, und am dritten kamen die Arbeiter und die Sklaven. Und so ist dies in ihrem Lande Kaufleuten gegenüber Brauch, solange diese in der Stadt verweilen.

Wir aber verweilten einen Monat lang. Und als der Mond schwand, wurde ich müde und wanderte fort durch die Straßen der Stadt, und kam an die Gärten ihres Gottes. Lautlos glitten die Priester in ihren gelben Gewändern zwischen den grünen Bäumen hin, und auf einem Pflaster von schwarzem Marmor stand das rosenrote Haus, worin die Gottheit ihre Wohnstatt hat. Die Türen waren aus goldbestaubtem Lacke, und Stiere und Pfauen waren in leuchtendem Golde und erhabener Arbeit darauf abgebildet. Das getäfelte Dach war aus meergrünem Porzellan und die hervorspringenden Dachtraufen waren mit kleinen Glöcklein bekränzt. Wenn die weißen Tauben flatterten, berührten sie die Glöcklein mit ihren Schwingen, so daß sie erklangen.

Vor dem Tempel lag ein Becken klaren Waſſers, das mit ädrigem Onyx gepflaſtert war. Ich lagerte mich an ſeinen Rand und ſtrich mit meinen weißen Fingern über die breiten Blätter. Einer der Prieſter kam auf mich zu und trat hinter mich. Er trug an den Füßen je eine Sandale, die eine aus weicher Schlangenhaut, die andere aus Vogelgefieder. Auf ſeinem Kopfe war eine Mitra aus ſchwarzem Filz mit ſilbernen Halbmonden beſäet. Siebenfaches Gelb war in ſein Kleid gewoben und auch ſein gekräuſeltes Haar war mit Antimon gefärbt.

Nach einer kleinen Weile ſprach er zu mir und frug nach meinem Begehr.

Ich ſagte ihm, daß ich die Gottheit zu ſehen begehre.

„Die Gottheit iſt auf der Jagd“, ſprach der Prieſter und blickte mich ſeltſam mit den ſchmalgeſchlitzten Augen an.

„Sage mir, in welchem Walde, ſo will ich mit ihr reiten“, erwiderte ich. Er kämmte die weichen Franſen ſeiner Tunika mit ſeinen langen ſpitzigen Fingern aus. „Die Gottheit ſchläft“, murmelte er.

„Sage mir, auf welchem Lager, ſo will ich bei ihr wachen“, erwiderte ich.

„Die Gottheit iſt beim Feſtmahl!“ rief er.

„Iſt der Wein ſüß, ſo will ich mit ihr

trinken, und ſchmeckt er bitter, ſo will ich ihn gleichfalls mit ihr trinken", war meine Antwort.

Er neigte voll Staunen den Kopf und nahm mich bei der Hand und hob mich auf und führte mich in den Tempel.

Und im erſten Gemache ſah ich ein Götzenbild auf einem Throne von Jaſpis ſitzen, der mit großen Perlen aus dem Oſten eingeſäumet war. Es war aus Elfenbein geſchnitzt und ſeine Geſtalt glich der Geſtalt eines Mannes. Auf ſeiner Stirn ſaß ein Rubin und dickes Öl tropfte aus ſeinem Haare auf die Schenkel nieder. Seine Füße waren vom Blute eines friſch geſchlachteten Lammes rotgenetzt und um ſeine Lenden gürtete ſich ein kupferner Gurt, der mit ſieben Beryllen beſetzt war.

Und ich ſprach zum Prieſter: „Iſt dies der Gott?" und er erwiderte: „Dies iſt der Gott."

„Zeige mir den Gott", rief ich, „oder wahrlich, ich töte dich", und ich berührte ſeine Hand und ſie wurde welk.

Und der Prieſter flehte und ſprach: „Es heile der Herr ſeinen Knecht, und ich will den Gott ihm zeigen."

Da hauchte ich mit meinem Hauch auf ſeine Hand, und ſie ward wieder ſtark, er aber zitterte und führte mich in ein zweit Gemach, und ich ſah ein Götzenbild in einem Lotuskelche aus Nephriten ſtehen, der mit großen Smaragden

behangen war. Es war aus Elfenbein geſchnitzt und ſeine Größe war zweifach Mannesgröße. An ſeiner Stirne hing ein Chryſolith und ſeine Brüſte waren mit Myrrhen und Zimmet geölt. In einer Hand hielt es ein krummes Zepter aus Nephriten und in der anderen einen runden Kriſtall. Es trug Stiefel von Kupfer und ſein dicker Hals war mit einem Bunde Selenithen umwunden.

Und ich ſprach zum Prieſter: „Iſt dies der Gott?“ und er erwiderte: „Dies iſt der Gott.“

„Den Gott zeig' mir“, rief ich, „oder wahrlich, ich morde dich.“ Und ich berührte ſeine Augen: da wurden ſie blind.

Und der Prieſter flehte und ſprach: „Es heile der Herr ſeinen Knecht und ich will den Gott ihm zeigen.“

Da hauchte ich mit meinem Hauche auf ſeine Augen und wieder kam ihm das Licht. Und er erzitterte von neuem und führte mich in das dritte Gemach. Und ſiehe! Kein Götzenbild ſtand darin, noch ſonſt ein Bildnis — nur ein Spiegel von rundem Metall, auf einem Altare von Stein.

Und ich ſprach zum Prieſter: „Wo iſt der Gott?“

Und er antwortete mir: „Wir haben keinen Gott. Nur dieſen Spiegel, den du ſiehſt: Denn dies iſt der Spiegel der Weisheit, und er ſpiegelt alle Dinge wider, ſo im Himmel und auf Erden

ſind, nur das Geſicht deſſen nicht, der hineinſchaut. Dieſes ſpiegelt er nicht wider, auf daß er, der hineinſchaut, weiſe ſei. Es gibt viele andere Spiegel, aber ſie ſind die Spiegel der Meinungen. Dieſer nur iſt der Spiegel der Weisheit. Und jene, die dieſen Spiegel beſitzen, wiſſen jed' Ding, noch gibt es irgendwie Verborgenes für ſie. Und jene, die ihn nicht beſitzen, miſſen Weisheit. Darum iſt dies der Gott und darum beten wir ihn an." Und ich blickte in den Spiegel, und es war, wie er geſprochen hatte.

Und ich tat Seltſames. Doch iſt meine Tat ohne Belang, denn: In einem Tale, das nur eine Tagreiſe fern von hier liegt, habe ich den Spiegel der Weisheit verborgen. Nimm mich wieder in dich auf, laß mich dir dienen, und du ſollſt weiſer ſein als alle Weiſen, und die Weisheit ſelbſt ſei dein. Nimm mich wieder in dich auf, und keiner wird dir an Weisheit gleicheu."

Der junge Fiſcher aber lachte. „Liebe iſt hehrer als Weisheit," rief er, „und die kleine Meermaid liebt mich."

„Nicht doch! Es gibt nichts, das der Weisheit gliche", ſprach die Seele.

„Liebe iſt hehrer", erwiderte der junge Fiſcher, und er tauchte in die Tiefe und ſchluchzend zog die Seele ihres Weges, über das Sumpfland hin.

*

Und als das zweite Jahr verſtrichen wär, ſtieg die Seele wieder zum Ufer des Meeres nieder und rief den jungen Fiſcher und er kam aus der Tiefe und ſprach: „Was rufeſt du mich?“

Und die Seele erwiderte: „Komm näher, daß ich zu dir ſpreche, denn Wunderbares habe ich geſehen.“

Da kam er näher und lagerte ſich in das ſeichte Waſſer und lehnte den Kopf auf die Hand und lauſchte.

Und die Seele ſprach zu ihm: „Da ich dich verließ, wandte ſüdwärts ich das Antlitz und wanderte. Aus dem Süden kommt jedwede Koſtbarkeit. Sechs Tage lang zog ich die Landſtraßen dahin, die zur Stadt Aſthar führen, die ſtaubigen, rotgefärbten Landſtraßen dahin, die Pilger entlang ziehen, und am Morgen des ſiebenten Tages hob ich die Augen, und ſiehe: zu meinen Füßen lag die Stadt, denn ſie liegt in einem Tale.

Neun Tore führen in dieſe Stadt und vor jedem Tore ſteht ein Pferd aus Erz, das wiehert, wenn ſich die Beduinen aus den Bergen niederſtehlen. Die Mauern ſind kupfergefaßt und die Dächer auf den Wachttürmen erzgedeckt. In jedem Turme ſteht ein Bogenſchütze, deſſen Hand den Bogen hält. Bei Sonnenaufgang ſchlägt er mit ſeinem Pfeile an ein Schall-

becken, und bei Sonnenuntergang bläst er durch ein Horn von Horn.

Da ich eintreten wollte, hielten mich die Wachen an und frugen, wer ich sei. Ich gab zur Antwort, daß ich ein Derwisch sei und auf dem Weg nach Mekka, allwo ein grüner Schleier wäre, worauf der Koran von Engelhand in Silberlettern gestickt. Sie waren voll des Staunens und baten mich einzutreten.

Drinnen aber geht es zu wie in einem Bazar. Wahrlich, du hättest an meiner Seite sein sollen: Durch die engen Straßen flattern lustig Laternen aus Papier gleich großen Schmetterlingen. Bläst der Wind über die Dächer, so steigen und fallen sie wie farbenbunte Seifenblasen. Vor ihren Läden sitzen die Kaufleute auf seidenen Teppichen. Sie tragen geradelinige schwarze Bärte, und ihre Turbane sind mit Goldzechinen übersät und lange Ketten aus Bernstein- und geschnittenen Pfirsichsteinen gleiten durch ihre kalten Finger. Einige von ihnen verkaufen Galbanum und Narden und seltsame Wohlgerüche von den Inseln des indischen Ozeans, und dick träufelndes Öl roter Rosen und Myrrhen und winzige, nagelförmige Nelken. Hält man an, um mit ihnen zu reden, so werfen sie kleine Stückchen Weihrauch auf ein Kohlenbecken und süßen die Luft. Einen Syrier hab' ich gesehen, der hielt in der Hand eine dünne Rute, die einem Rohre glich. Graue Rauchfäden wanden

sich daraus empor, und da sie brannte, glich ihr Duft der rosenfarbenen Mandelblüte im Lenz. Andere verkaufen silberne Armspangen, die allüber mit milchigblauen Türkisen prunken, und metallene Knöchelspangen, die mit winzigen Perlen gefranst sind, und goldgefaßte Tigerklauen und die gleichfalls goldgefaßten Klauen jener goldgebräunten Katze, des Leoparden, und Ohrringe aus durchlöcherten Smaragden, und Fingerringe aus gehöhlten Nephriten. Aus den Teehäusern weht der Klang der Gitarre und die Opiumraucher blicken mit weißen, starrlächelnden Gesichtern auf die Vorübergehenden heraus.

Wahrlich! wahrlich! Du hättest bei mir sein sollen. Die Weinverkäufer erkämpften sich mit den Ellbogen den Weg durch die Menge und tragen große schwarze Schläuche auf den Schultern. Die meisten verkaufen Wein aus Schiraz, der süß wie Honig ist. Sie schenken ihn in kleine Metallschalen und streuen Rosenblätter darauf. Auf dem Marktplatze stehen die Obstverkäufer, die aller Art Früchte verkaufen: Reife Feigen mit wundblutendem Fleische, Melonen, die nach Moschus duften und gelb wie Topase sind. Zitronen und Rosenäpfel und Bündel weißer Trauben, runde, rotgüldene Orangen und längliche Zitronen aus grünem Gold. Einmal sah ich einen Elefanten vorüberschreiten. Sein Rüssel war mit Karmin

und Gelbwurz gefärbt und über seine Ohren war ein Netz hellroter Seidenschnüre gezogen. Er stand vor einer der Buden still und fing an die Orangen zu fressen, und der Mann lachte bloß. Du kannst dir nicht vorstellen, welch seltsames Volk dies ist. Fühlen sie sich froh, so gehen sie zu einem Vogelverkäufer und kaufen von ihm einen gefangenen Vogel und schenken ihm die Freiheit, auf daß ihre Freude größer sei. Und sind sie traurig, so geißeln sie sich mit Dornen, auf daß ihr Gram nicht geringer werde.

Eines Abends stieß ich auf Neger, die durch den Bazar eine schwere Sänfte trugen. Sie war aus vergoldetem Bambusrohre, und die Stangen waren aus hellrotem Lacke mit erzenen Pfauen eingelegt. Vor den Fenstern hingen dünne Vorhänge aus Musselin, die mit Käferflügeln und winzigen Stickperlen bestickt waren. Und da sie vorüberzog, sah eine bleiche Zirkassin heraus und lächelte mir zu. Ich folgte, und die Neger beschleunigten die Schritte und murrten. Ich aber achtete dessen nicht. Ich fühlte eine große Neugierde in mir erwachen.

Endlich hielten sie vor einem viereckigen weißen Hause. Es hatte keine Fenster, nur eine kleine Türe, die der Türe eines Grabes glich. Sie setzten die Sänfte nieder und klopften dreimal mit einem kupfernen Hammer an. Ein Armenier in einem Kaftan aus grünem

Leder spähte durch das Türfenster, und da er sie erblickte, öffnete er und breitete einen Teppich auf den Boden, und die Frau stieg aus. Beim Hineingehen wandte sie sich um und lächelte mir wieder zu. Ich hatte nie jemand gesehen, der so bleich war. Als der Mond aufging, kehrte ich zur selben Stelle zurück und suchte nach dem Hause. Doch es stand nicht länger an der Stelle. Als ich das sah, wußte ich, wer die Frau war, und warum sie mir zugelächelt hatte.

Wahrlich, du hättest mit mir sein sollen. Am Feste des jungen Mondes ging der junge Kaiser aus seinem Palaste hervor und trat in die Moschee, zu beten. Sein Haar und sein Bart waren mit Rosenblättern gefärbt, und seine Wangen mit feinem Goldstaub bestaubt. Die Flächen seiner Hände und seiner Füße waren gelb von Safran.

Bei Sonnenaufgang ging er aus seinem Palaste hervor in einem Gewande von Silber, und bei Sonnenuntergang kehrte er darein zurück in einem Gewand von Gold.

Das Volk warf sich auf die Erde und verhüllte das Angesicht. Ich aber wollte das nicht tun. Ich stand bei dem Brettverschlage eines Dattelhändlers und wartete. Als der Kaiser meiner gewahr wurde, zog er die gemalten Augenbrauen in die Höhe und hielt im Wege inne. Ich verharrte regungslos und erwies ihm

keine Huldigung. Das Volk ſtaunte ob meiner Kühnheit und riet mir, aus der Stadt zu fliehen. Ich achtete ihrer nicht, ſondern ging hin und ſetzte mich zu den Verkäufern fremder Götter, die man um ihres Gewerbes willen in Abſcheu hält. Als ich ihnen erzählte, was ich getan, ſchenkte mir ihrer jeder einen Gott und bat mich, von ihm zu gehen.

In jener Nacht, da ich in dem Teehauſe, das in der Granatapfelbaumſtraße ſteht, auf einem Kiſſen ruhte, kamen die Wachen des Kaiſers und führten mich in ſein Schloß. Alsbald ich es betreten hatte, ſchloſſen ſie Türe um Türe hinter mir ab und legten eine Kette vor. Im Innern war ein großer Hof mit Säulengängen. Die Wände waren aus weißem Alabaſter, hier und dort mit blauen nnd grünen Ziegeln eingelegt. Die Säulen waren aus grünem Marmor, und das Pflaſter aus einer Art pfirſichblütenfarbenen Marmors. Ich hatte niemals Ähnliches geſehen.

Da ich durch den Hof ging, ſchauten von einem Altan zwei verſchleierte Frauen herab und fluchten mir. Die Wachen haſteten vorbei und die Schäfte ihrer Lanzen dröhnten auf dem ſpiegelglatten Pflaſter. Sie öffneten eine Türe aus gedrechſeltem Elfenbein, und ich befand mich in einem waſſerreichen Garten, der ſieben Terraſſen hatte. Er war mit Tulpen und Mohnblumen und ſilberknoſpenden Aloen bepflanzt.

Gleich einer ſchlanken Säule aus Kriſtall hing ein Springbrunnen im Dämmer der Luft. Die Zypreſſen glichen erloſchenen Fackeln. Von einer herab ſang eine Nachtigall.

Am Ende des Gartens ſtand ein kleines Zelt. Da wir uns näherten, ſchritten zwei Eunuchen daraus herfür, uns entgegen. Ihre fetten Leiber ſchwankten, da ſie gingen, und ſie ſpähten mit ihren gelblidrigen Augen neugierig nach mir herüber. Einer von ihnen nahm den Hauptmann der Wache beiſeite und flüſterte leisſtimmig mit ihm. Der andere kaute indeſſen duftende Paſtillen, die er mit gezierter Handbewegung einer länglichen Doſe von lilafarbigem Email entnahm.

Kaum waren einige Augenblicke verſtrichen, verabſchiedete der Hauptmann der Wache die Soldaten. Sie gingen zum Palaſt zurück. Die Eunuchen folgten ihnen langſam und pflückten im Vorübergehen die ſüßen Maulbeeren von den Bäumen. Einmal drehte ſich der Ältere der beiden um und lächelte mir mit übeldeutendem Lächeln zu.

Dann winkte mich der Hauptmann der Wache an den Eingang des Zeltes heran. Ohne zu zittern ſchritt ich hin, lüftete den ſchweren Vorhang und trat ein.

Da lag der junge Kaiſer, auf ein Lager gefärbter Löwenfelle geſtreckt, und ein Falke hockte auf ſeiner Fauſt. Hinter ihm ſtand ein

Nubier mit steifem Turban, bis zu den Hüften nackt, in den gespaltenen Ohren schwere Ohrgehänge. Auf einem Tisch neben dem Lager ruhte ein mächtiger Pallasch aus Stahl.

Als der Kaiser mich erblickte, zog er die Stirne kraus und sprach: „Wie nennst du dich? Weißt du nicht, daß ich Kaiser bin in dieser Stadt?“ Ich aber gab keine Antwort.

Er deutete mit dem Finger auf den Pallasch, und der Nubier ergriff denselben und stürzte vor und hieb nach mir mit großer Wucht. Die Schneide sauste auf mich nieder und tat mir kein Leid. Der Mann stürzte zappelnd zu Boden und wie er wieder aufstand, schlugen seine Zähne vor Grauen aufeinander und er verbarg sich hinter der Lagerstadt.

Der Kaiser sprang auf die Füße und nahm von einem Waffenstande seine Lanze und schnellte sie nach mir. Ich fing sie im Fluge auf und brach den Schaft in zwei. Er schoß nach mir mit einem Pfeil, ich aber hob die Hände: da blieb er in Lüften hängen. Dann zog er aus einem Gürtel weißen Leders seinen Dolch und grub ihn tief dem Nubier in den Hals, auf daß der Sklave von seiner Schande nicht erzähle. Der Mann krümmte sich wie eine zertretene Natter und roter Schaum rann ihm von den Lippen.

Alsbald er tot, wandte der Kaiser sich zu mir. Und als er sich den hellen Schweiß mit

einem Tüchlein aus purpurgeſtickter Seide von der Stirne gewiſcht, ſprach er zu mir: „Biſt du ein Prophet, dieweil ich dich nicht töten kann, oder der Sohn eines Propheten, dieweil ich dich nicht zu verwunden vermag? Ich bitte dich, meide noch heute nacht meine Stadt, denn da du in ihr wohneſt, bin nicht ich hier Herr.“

Und ich erwiderte ihm: „Für die Hälfte deiner Schätze will ich gehen. Gib mir die Hälfte deiner Schätze, ſo werde ich von hinnen gehen.“

Er nahm mich bei der Hand und führte mich hinaus in den Garten. Da der Hauptmann der Leibwache meiner anſichtig ward, ſtaunte er. Da die Eunuchen meiner anſichtig wurden, zitterten ihre Knie und ſie ſtürzten voll der Angſt zu Boden.

Das Schloß birgt ein Gemach, das Wände aus rotem Porphyr hat und eine erzgeſchuppte Decke, von welcher Lampen niederhängen.

Der Kaiſer berührte eine der Wände und ſie öffnete ſich und wir gingen einen Gang entlang, der von vielen Fackeln hell war. Rechts und links in Niſchen ſtanden hohe Weinkrüge, mit Silberſtücken bis an den Rand gefüllt. Da wir die Mitte des Ganges erreicht hatten, ſprach der Kaiſer jenes Wort, das ſonſt keiner ſprechen darf. Alſobald ſprang, von geheimer Feder gerührt, ein graniten Tor zurück und er

verhüllte die Augen mit den Händen, auf daß seine Augen nicht geblendet würden.

Du vermagst wohl kaum zu ahnen, welch Ort der Wunder dies war: da lagen Riesenschalen von Schildkrot, mit Perlen angehäuft, und große ausgehöhlte Mondsteine, worin sich rote Rubinen türmten. Das Gold stand in Koffern aus Elefantenhaut aufgespeichert und Goldstaub in ledernen Flaschen. Da gab es Opale und Saphire, in kristallenen Schalen erstere, in Nephritschalen die letzteren. Runde grüne Smaragden waren auf dünnen Elfenbeinplatten geschichtet und in einer Ecke reihten sich seidene, hochgefüllte Säcke, einige voll mit Türkisen, andere mit Beryllen. Die elfenbeinernen Hörner waren mit purpurnen Amethysten hochgefüllt und die Hörner aus Erz mit Chalzedonen und Sarden. Die Pfeiler aus Zedernholz hingen schwer mit Schnüren gelber Luchssteine. In den flachen länglichen Schilden häuften sich Karfunkel; welche von Farbe des Weines, von Farbe des Grases andere. Mit all dem aber habe ich dir kein Teilchen all dessen, was da war, geschildert.

Und als der Kaiser die Hände vom Gesicht gezogen hatte, sprach er zu mir: „Dies ist mein Schatzhaus und die Hälfte von allem sei dein, so wie ich dir verhieß. Auch will ich dir Kamele und Kameltreiber schenken und sie sollen tun nach deinem Worte, und deinen Teil des Schatzes

8*

tragen, wohin du auch zu gehen verlangst. Heute nacht aber soll noch all dies geschehen, denn ich möchte nicht, daß die Sonne, die mein Vater ist, schaue, wie in meiner Stadt ein Mann lebt, den ich nicht zu töten vermag."

Ich aber erwiderte ihm: „Das Gold, das hier liegt, bleibe dein, und auch das Silber bleibe dein. Dein auch mögen die kostbaren Juwelen bleiben und die Gegenstände ohne Preis. Ich trage nach all diesem nicht Begehr. Auch will ich nichts von dir nehmen, als diesen kleinen Ring vom Finger deiner Hand."

Und der Kaiser furchte die Stirne. „Es ist nur ein Ring aus Blei," rief er, „und hat keinerlei Wert. Drum nimm, was von dem Schatze dein, und meide meine Stadt."

„Nein", erwiderte ich. „Nicht will ich anderes nehmen, als diesen Ring aus Blei. Weiß ich doch, was drauf geschrieben steht, und was es bedeutet."

Da bebte der Kaiser und blickte mich an und sprach: „Nimm alle meine Schätze und meide meine Stadt. Auch die Hälfte, so mein noch ist, soll dein sein."

Ich aber tat Seltsames. Doch nicht davon will ich sprechen, denn: in einer Höhle, eine Tagreise von hier entfernt, habe ich den Ring des Reichtumes verborgen. Eine Tagreise von hier entfernt, liegt er verborgen und harret dein. Wer diesen Ring sein Eigen nennt, ist reicher

denn alle Könige der Welt. Darum komm und nimm ihn: und alle Schätze der Erde sind dein."

Der junge Fischer aber lachte. „Die Liebe ist reicher als Reichtum", rief er. „Und die kleine Meermaid liebt mich."

„Nein, nichts ist reicher denn Reichtum. Reichtum gilt mehr denn alles andere", sprach die Seele.

„Liebe gilt mehr", erwiderte der junge Fischer. Und er tauchte hinab in die Tiefe. Die Seele aber zog schluchzend ihres Weges allüber das Sumpfland hin.

*

Und da das dritte Jahr verstrichen war, kam die Seele herab zum Ufer der See und rief den jungen Fischer. Und er stieg empor aus der Tiefe und sprach: „Warum rufest du mich?"

Und die Seele erwiderte: „Komm näher, auf daß ich zu dir sprechen mag, denn ich habe der Wunder gar viele gesehen."

Und er kam näher und ruhte in dem seichten Wasser und lehnte das Haupt auf die Hand und lauschte.

Und die Seele sprach zu ihm:

„In einer Stadt, die ich kenne, ist eine Herberge, die am Flußrand steht. Dort saß ich mit Matrosen, die von zweifarbigem Weine tranken und Gerstenbrot aßen und kleine gesalzene Fische,

die man auf Lorbeerblättern mit Essig herumreichte.

Da wir so saßen und guter Dinge waren, gesellte sich ein alter Mann zu uns, der einen Lederteppich trug und eine Laute mit zwei Bernsteinhörnern. Und als er den Teppich auf den Boden gebreitet hatte, schlug er mit einer Feder auf die Drahtsaiten seiner Laute und ein Mädchen mit verhülltem Antlitz lief herein und begann vor uns zu tanzen. Ihr Antlitz war mit einem Gazeschleier bedeckt, doch ihre Füße waren nackt. Nackt waren ihre Füße und sie glitten gleich zwei weißen Täubchen über den Teppich hin. Nie habe ich so Wunderbares gesehen. Und die Stadt, in der sie tanzte, liegt nur eine Tagreise weit von hier."

Und als der Fischer die Worte seiner Seele hörte, kam es ihm in den Sinn, daß die kleine Meermaid keine Füße hatte und nicht tanzen konnte. Und es überfiel ihn eine große Sehnsucht und er sprach zu sich selber: „Eine Tagreise nur ist es hin, und ich kann ja zu meiner Liebe zurückkehren." Und er lachte, hob sich in dem seichten Wasser hoch und schritt dem Ufer zu.

Und da er das trockene Ufer erreicht hatte, lachte er von neuem und breitete die Arme aus nach seiner Seele und die Seele stieß einen lauten Schrei des Jubels aus und eilte auf ihn zu und nahm von ihm Besitz. Und der junge Fischer sah vor sich auf dem Sande den Schatten

ſeines Körpers ausgebreitet ruhen, welcher der Körper der Seele iſt.

Und ſeine Seele ſprach zu ihm: „Laß uns nicht zögern, ſondern unverſäumt hineingehen, denn die Meergötter ſind neidiſch und haben Ungeheuer zu Knechten, die ihrem Gebote gehorchen.“

So eilten ſie unverweilt von dannen und wanderten die Nacht lang. Und die ganze Nacht wanderten ſie unter dem Auge des Mondes und den ganzen Tag wanderten ſie unter dem Sonnenaug' dahin. Und am Abend des Tages gelangten ſie in eine Stadt.

Und der junge Fiſcher ſprach zu ſeiner Seele: „Iſt dies die Stadt, worin ſie tanzt, von der du mir erzählt haſt?“

Und ſeine Seele erwiderte ihm: „Nicht dieſe Stadt iſt es, ſondern eine andere. Doch laß uns eintreten allhier.“

So betraten ſie denn die Stadt und gingen durch die Straßen, und da ſie durch die Straße der Goldſchmiede kamen, erblickte der junge Fiſcher einen ſchönen Silberbecher, der in einer Bude zur Schau geſtellt war. Und ſeine Seele ſprach zu ihm: „Nimm dieſen Silberbecher und verbirg ihn.“

Da nahm er den Becher und verbarg ihn in den Falten ſeines Gewandes und ſie gingen eilends aus der Stadt.

Und als ſie eine Meile weit gegangen und

fern der Stadt waren, furchte der junge Fiſcher die Brauen und warf den Becher von ſich und ſprach zu ſeiner Seele: „Wie konnteſt du mich dieſen Becher nehmen und ihn verbergen heißen? War es ein übel Ding doch, ſo ich tat.“

Seine Seele aber erwiderte ihm: „Sei ruhig, ſei ruhig!“

Und am Abend des zweiten Tages kamen ſie in eine Stadt und der junge Fiſcher ſprach zu ſeiner Seele: „Iſt dies die Stadt, in der ſie tanzt, von der du mir geſprochen haſt?“

Und ſeine Seele erwiderte ihm: „Nicht dieſe Stadt iſt es, ſondern eine andere. Doch laß uns eintreten allhier.“

So ſchritten ſie hinein und ſchritten durch die Straßen, und als ſie durch die Straße der Sandalenhändler gingen, ſah der junge Fiſcher ein Kind bei einem Waſſerbrunnen ſtehen und ſeine Seele ſprach zu ihm: „Schlage dies Kind!“ Da ſchlug er das Kind, bis es aufſchluchzte. Und da er dies getan, gingen ſie eilends hinaus aus der Stadt.

Und als ſie eine Meile weit gegangen und fern der Stadt waren, faßte den jungen Fiſcher gerechter Zorn und er ſprach zu ſeiner Seele: „Warum geboteſt du mir, dieſes Kind zu ſchlagen? War es ein übel Ding doch, was ich tat.“

Doch ſeine Seele entgegnete ihm: „Sei ruhig! ſei ruhig!“

Und am Abende des dritten Tages kamen ſie in eine Stadt und der junge Fiſcher ſprach zu ſeiner Seele: „Iſt dies die Stadt, in der ſie tanzt, von der du mir geſprochen haſt?“

Und ſeine Seele erwiderte ihm: „Mag ſein, daß dies die Stadt iſt, drum laß uns eintreten allhier.“

So ſchritten ſie hinein und ſchritten durch die Straßen. Doch nirgends konnte der junge Fiſcher den Fluß gewahren, noch die Herberge, die am Flußufer ſtand.

Und die Einwohner der Stadt blickten ihn neugierig an und Furcht faßte ihn und er ſprach zu ſeiner Seele: „Laß uns von hinnen gehen, denn ſie, die mit weißen Füßen tanzet, iſt nicht hier.“

Und ſeine Seele erwiderte: „Nicht doch, laß uns hier verweilen, denn die Nacht iſt dunkel und Räuber werden am Wege lungern.“

So ſetzte er ſich auf den Marktplatz nieder und ruhte. Und nach einer Weile kam ein Kaufmann vorbei, der einen Mantel aus Tartarentuch um den Leib geſchlungen und eine Laterne aus durchlöchertem Horn an der Spitze eines knotigen Rohres trug. Und der Kaufmann ſprach zu ihm: „Weshalb ſitzeſt du hier auf dem Marktplatz, da doch die Buden verſchloſſen und die Ballen verſchnürt ſind?“

Und der Fiſcher erwiderte ihm: „Ich kann in dieſer Stadt keine Herberge finden. Auch

habe ich keinen Verwandten, der mir Obdach gäbe."

„Sind wir nicht alle eines Blutes," sprach der Kaufmann, „und hat nicht Gott uns alle erschaffen? Folge mir, hat mein Haus doch Raum für Gäste."

Und der junge Fischer stand auf und folgte dem Kaufmann in sein Haus. Und als er durch den Garten voll Äpfeln der Granate gegangen und in das Haus getreten war, brachte ihm der Kaufmann in einer kupfernen Schale Rosenwasser, auf daß er seine Hände wasche, und reife Melonen, auf daß er seinen Durst stille, und setzte eine Schüssel mit Reis und ein Stück gebratenen Lammes vor ihn hin. Und als er mit der Mahlzeit zu Ende war, führte ihn der Kaufmann in das Gastzimmer und hieß ihn schlafen und rasten. Und der junge Fischer dankte ihm und küßte den Ring an seiner Hand und warf sich nieder auf die Teppiche aus gefärbtem Ziegenhaar. Und da er sich mit einer Decke aus schwarzer Lammwolle zugedeckt hatte, fiel er in Schlaf.

Doch drei Stunden, ehe der Morgen graute, da es Nacht noch war, weckte ihn seine Seele und sprach zu ihm: „Stehe auf und gehe in das Gemach des Kaufmanns, in das Gemach, darin er schläft, und töte ihn und nimm ihm sein Gold, denn wir brauchen es."

Und der junge Fischer stand auf und schlich

zu dem Gemache des Kaufmanns. Und über den Füßen des Kaufmanns lag ein gebogenes Schwert und die Lade zu Häupten des Kaufmanns enthielt neun Beutel voll Goldes. Und er ſtreckte die Hand aus und berührte das Schwert, und da er es berührte, fuhr der Kaufmann aus dem Schlaf empor und ſprang auf, ergriff das Schwert und rief dem jungen Fiſcher zu: „Erwiderſt du Gutes mit Böſem, und zahlſt du mit Blutvergießen für die Güte, die ich dir erwies?“

Und es ſprach die Seele zu dem jungen Fiſcher: „Triff ihn!“ Da traf er ihn ſo hart, daß er bewußtlos niederſtürzte. Dann ergriff er die neun Beutel Goldes und floh. Floh haſtig durch den Garten voll Äpfeln der Granate, und kehrte ſein Angeſicht dem Sterne zu, der der Stern des Morgens iſt. Und da ſie eine Meile weit gegangen und von der Stadt entfernt waren, ſchlug ſich der junge Fiſcher die Bruſt und ſprach zu ſeiner Seele: „Weshalb hießeſt du mich den Kaufmann töten und ſein Gold rauben? Wahrlich, du biſt verrucht!“

Doch ſeine Seele entgegnete ihm: „Sei ruhig! ſei ruhig!“

„Nicht doch!“ rief der junge Fiſcher. „Ich kann nicht Ruhe finden, denn ich verabſcheue all das, wozu du mich verlockt. Ich verabſcheue auch dich und ich gebiete dir: Sag' mir, warum du ſolches an mir getan!“

Da entgegnete ihm die Seele: „Da du mich von dir ſandteſt, in die Welt hinaus, gabeſt du mir kein Herz mit auf den Weg. Und alſo lernte jene Dinge ich und lernte ſie zu lieben.“

„Was ſprichſt du?“ murmelte der junge Fiſcher.

„Du weißt es,“ entgegnete ſeine Seele, „du weißt es wohl. Haſt du vergeſſen, daß du mir kein Herz mitgabeſt? Ich glaube es kaum. Drum quäle dich nicht, noch quäle mich, ſondern ſei ruhig. Wird es doch von allen Schmerzen keinen geben, den du nicht um dich verbreiten wirſt, und von allen Wonnen keine, die dein nicht bliebe.“

Und als der junge Fiſcher dieſe Worte hörte, erbebte er und ſprach zu ſeiner Seele: „Wehe, du biſt verrucht! Du haſt meine Liebe in Vergeſſen ertränkt und haſt mich mit Verſuchungen verſucht. Haſt meine Füße den Pfad der Sünde geführt.“

Und ſeine Seele entgegnete ihm: „Haſt du wahrhaftig vergeſſen, daß du mir kein Herz mitgabſt, als du mich von dir ſandteſt in die Welt hinaus? Komm, laß uns in eine andere Stadt ziehen und fröhlich ſein! Sind doch neun Beutel Goldes unſer!“

Der junge Fiſcher aber nahm die neun Beutel Goldes, ſchleuderte ſie zu Boden und trat ſie mit Füßen. „Hebe dich weg!“ rief er. „Nichts will ich fürderhin mit dir zu ſchaffen haben,

noch will ich weiter deine Wege wandern. Nein, ſo wie ich einmal ſchon dich von mir geſandt, will ich dich jetzo von mir ſenden: denn nicht Gutes haſt du in mir gezeugt."

Er ſtellte ſich mit dem Rücken gegen den Mond, und mit dem kleinen Meſſer, deſſen Knopf aus grüner Schlangenhaut, verſuchte er, vor ſeinen Füßen den Schatten des Körpers abzuſchneiden, welcher der Körper der Seele iſt.

Doch ſeine Seele wich nicht. Sie folgte nicht ſeinem Geheiße, ſondern ſprach: „Die Zauberformel, ſo dich die Hexe gelehrt, frommt dir nicht länger, denn ich kann dich nimmer verlaſſen, und nimmer vermagſt du mich von dir zu ſenden. Einmal im Leben kann der Menſch ſeine Seele von ſich ſenden, doch der ſie wieder aufnimmt, muß ſie für immerdar behalten: Und dies iſt ſeine Strafe und ſein Lohn."

Und der junge Fiſcher erbleichte und krampfte die Hände ineinander und rief: „Weh über die falſche Hexe, die mir das nicht geſagt."

„Schilt ſie nicht falſch!" erwiderte die Seele. „Sie war ihm treu, zu dem ſie betet, und deſſen Magd ſie ewig ſein wird."

Und da der junge Fiſcher begriff, daß er nicht mehr ſeiner Seele ledig werden könne, und daß er eine ſchlechte Seele in ſich trüge, die ewig bei ihm bleiben würde, fiel er zu Boden und ſchluchzte bitterlich.

*

Und es war Tag, als ſich der junge Fiſcher wiederum erhob und alſo zu ſeiner Seele ſprach: „Ich will mir die Hände binden, auf daß ſie nicht zu tun vermögen nach deinem Geheiß, und meine Lippen verſiegeln, auf daß ſie nicht deine Worte ſprechen! Und ich will wiederkehren zu der Stelle, allwo ſie, die ich liebe, ihren Wohnſitz hat. Zum Meer will ich heimkehren und zu der kleinen Bucht, allwo ſie zu ſingen pflegt. Und ich will ſie rufen und ihr das Böſe eingeſtehen, das ich getan, und das Böſe, das du in mir wachgerufen haſt.“

Und ſeine Seele verſuchte ihn und ſprach: „Wer iſt denn deine Liebe, daß du zu ihr zurückkehren ſollteſt? Die Welt hat ihrer viele, die ſchöner ſind als ſie. In Samaris ſind Tänzerinnen, die im Tanze wie Vögel und Tiere ſind. Ihre Füße ſind hennabemalt und in den Händen halten ſie kleine kupferne Klingeln. Sie lachen beim Tanze, und ihr Lachen iſt ſo hell wie das Lachen des Waſſers. Folge mir, ſo will ich dich zu ihnen führen, denn was ſoll all deine Sündenfurcht? Iſt Köſtliches nicht für den, der es verkoſtet, geſchaffen? Wirkt die Süßigkeit, die man ſchlürfet, Gift? Klage nicht, ſondern folge mir in eine andere Stadt! Ganz nah von hier liegt eine kleine Stadt, in der ein Garten von Tulpenbäumen ſteht. In dieſem lieblichen Garten, höre, wohnen weiße Pfauen und Pfauen mit blaugefiederter Bruſt. Ihr

Rad, wenn sie es sonnwärts spreizen, gleicht Scheiben aus Elfenbein und Scheiben aus Gold. Und jene, die sie füttert, tanzt zu ihrer Lust. Sie tanzet auf den Händen und wiederum andermal tanzet mit den Füßen sie. Ihre Augen sind bernsteinleuchtend und ihre Nasenflügel wie Schwalbenschwingen geschweift. Von einem Häkchen, in einem ihrer Nasenflügel, hängt eine Blume herab, die ist aus einer Perle geschnitten. Sie lacht beim Tanze, und die Silberringe um ihre Knöchel klingeln gleich Silberglöckchen. Also quäle dich nicht länger, sondern folge mir in jene Stadt."

Der junge Fischer aber antwortete der Seele nicht, sondern verschloß mit dem Siegel des Schweigens die Lippen und band mit engem Knoten sich die Hände und wanderte zurück zur Stelle, von wannen er gekommen war, hin zu der kleinen Bucht, allwo sein Lieb zu singen pflegte. Und ständig wegan versuchte seine Seele ihn. Er aber gab ihr Antwort nicht, noch tat er irgend etwas von dem Bösen, wozu sie ihn verleiten wollte: alsogroß war die Macht der Liebe, die er in sich trug.

Und als er am Ufer des Meeres angelangt, lockerte er die Stricke von seinen Händen und löste das Siegel des Schweigens von den Lippen und rief die kleine Meermaid. Sie aber hörte nicht auf seinen Ruf, wenngleich er den ganzen Tag lang zu ihr rief und flehte.

Und ſeine Seele ſpottete ſein und ſprach: „Wahrhaftig! Geringe Freude nur ſchenkt deine Liebe dir. Du gleicheſt einem, der zur Zeit der Waſſernot Waſſer in ein durchlöchertes Gefäß gießt. Du gibſt alles, was dein iſt, hin, und nichts wird dir dafür zurückgegeben. Dir wäre beſſer, du folgteſt mir, denn ich weiß, wo das Tal der Luſt liegt und welche Wonnen es birgt.“

Der junge Fiſcher aber antwortete ſeiner Seele nicht, ſondern baute ſich in einem Felſenſpalt ein Haus aus Schilf und wohnte dort ein langes Jahr. Und alltäglich zur Mittagsſtunde rief er ſie wieder, und wenn die Nacht ſank, ſprach er ihren Namen leiſe, ungezähltemal. Doch niemals ſtieg ſie aus dem Meere ihm entgegen. Und an keiner Stelle der See konnte er ſie finden, wenngleich er ſie in den Höhlen ſuchte und in den grünen Waſſern, in den Tiefen der Fluten und in den Brunnen, die unten am Grunde ſind.

Hingegen verſuchte ſeine Seele ihn mit Sünde wieder und wieder und flüſterte ihm Entſetzliches zu. Aber nichts vermochte etwas gegen ihn: alſogroß war die Macht ſeiner Liebe. Und als das Jahr verſtrichen war, dachte die Seele bei ſich ſelbſt: „Ich habe meinen Herrn mit Sünden verſucht und ſeine Liebe iſt ſtärker als ich. So will ich ihn denn mit Tugend verſuchen. Mag ſein, daß er dann mir folgt.“

Und ſo ſprach ſie zum jungen Fiſcher und

ſagte: Ich habe dir von den Freuden dieſer Welt erzählt, und du haſt ein taubes Ohr mir zugekehrt. Geſtatte mir nun, dir von dem Leide der Welt zu erzählen. Mag ſein, daß du dieſem lauſchen wirſt. Denn in Wahrheit, Leid iſt der Herr der Welt, und keiner iſt, der ſeinem Netze zu entſchlüpfen vermöchte. Die einen haben keine Kleidung, die andern haben kein Brot. Witwen weinen in Purpur und Witwen weinen in Lumpen. Hin und zurück über die Sümpfe ziehen die Ausſätzigen, und grauſam ſind ſie gegeneinander. Die Landſtraße auf und nieder ſchleichen die Bettler und ihre Ränzel ſind leer. Durch die Straßen der Stadt ſchreitet Hungersnot und vor dem Tore kauert die Peſt. Komm, laß uns gehen und all dem Linderung ſchaffen und es ändern! Warum ſollteſt du hier verweilen und deine Liebe rufen, da jene deinem Ruf nicht folgt? Was iſt auch Liebe, daß du alſo hohen Wert auf ſie legeſt?“

Der junge Fiſcher aber gab keine Antwort: alſogroß war die Macht ſeiner Liebe. Und alltäglich beim Morgendämmer rief er die Meermaid und alltäglich zur Mittagsſtunde rief er ſie wieder, und nachts ſprach er ihren Namen leiſe, ungezählte Male. Doch nie ſtieg ſie aus dem Meere ihm entgegen und an keiner Stelle des Meeres konnte er ſie finden, ſuchte er auch nach ihr in den Flüſſen der See, und in den Tälern, die unter den Wogen liegen, und in

dem Meere, das Nacht purpurn färbt, und in dem Meere, das unter der Dämmerung ergraut.

Und als das zweite Jahr verstrichen war, sprach die Seele zu dem jungen Fischer, da es Nacht ward, und er einsam in seinem Hause von Schilf saß: „Wehe! ich habe dich mit Sünde versucht und habe dich mit Tugend versucht, und deine Liebe ist stärker als ich, darum will ich dich nicht länger versuchen. Doch flehe ich dich an, laß mich in dein Herz, auf daß ich mit dir eins werde, wie ich vorher eins war mit dir."

„Wahrlich darfst du hinein," sprach der junge Fischer, „denn gar Furchtbares mußt du gelitten haben in den Tagen, da du ohne Herz geirrt bist durch die Welt."

„Ach," rief die Seele, „ich kann nirgends Eintritt finden, also überfüllt mit Liebe ist dies dein Herz."

„Und doch wollte ich, ich könnte dir helfen", sprach der junge Fischer.

Und da er so sprach, klang ein lauter Schrei des Schmerzes über das Meer herüber, ein Schrei, wie die Menschen ihn vernehmen, wenn vom Meervolk einer gestorben ist. Und der junge Fischer sprang auf und verließ sein Haus aus Schilf und lief ans Ufer. Und die schwarzen Wogen hasteten ans Land und trugen ihm eine Last zu, die weißer denn Silber war. Weiß wie die Brandung war sie und wiegte

sich wie eine Blume auf den Wogen, und die Brandung hob sie von den Wogen und der Gischt hob sie von der Brandung und das Ufer nahm sie auf, und der junge Fischer sah zu seinen Füßen die Leiche der kleinen Meermaid liegen. Tot lag sie da, zu seinen Füßen. Schluchzend wie einer, den das Leid zu Tode traf, warf er sich neben sie und küßte das kalte Rot des Mundes und spielte mit dem nassen Bernstein ihres Haares. Nieder auf den Sand, zu ihrer Seite warf er sich und schluchzte wie einer, der in Freuden erzittert, und mit seinen braunen Armen preßte er sie an seine Brust Kalt waren ihre Lippen, doch er küßte sie; salzig schmeckte der Honig ihres Haares, aber er kostete ihn mit bitterer Freude, Er küßte die gesenkten Lider, und der wilde Schaum, den er aus den Augenbechern schlürfte, war so salzig nicht, als seine Tränen. Und der Toten beichtete er alles.

In die Muscheln ihrer Ohren goß er den herben Wein seiner Geschichte. Er schlang die kleinen Hände sich um den Hals und streichelte mit seinen Fingern das schlanke Rohr ihrer Kehle. Bitter, bitter war seine Freude, und voll seltsamer Frohheit war sein Schmerz.

Die schwarze See kam näher und der weiße Gischt stöhnte wie ein Aussätziger. Auf weißen Klauen von Gischt kroch die See ans Ufer. Aus dem Palaste des Königs drang wieder der

9*

Schrei der Trauer und weit draußen auf dem Meere blieſen die Tritonen gurgelrauh auf ihrem Horn.

„Fliehe!“ ſprach ſeine Seele. „Denn immer näher wälzt ſich das Meer, und wenn du zögerſt, wird es dich morden. Fliehe weit fort, denn ich bange: ſehe ich doch, daß dein Herz wider mich verſchloſſen iſt, um deiner großen Liebe willen. Fliehe an einen andern Ort. Wahrlich, du darfſt mich nicht ohne Herz in eine andere Welt ſenden!“

Der junge Fiſcher aber lauſchte ſeiner Seele nicht, ſondern rief die kleine Meermaid und ſprach: „Liebe iſt weiſer als Weisheit. Liebe iſt reicher als Reichtum und ſchöner und lieblicher als die Füße der Menſchentöchter. Feuersglut kann ſie nicht zerſtören und die Waſſer können ſie nicht löſchen. Ich rief dich beim Morgendämmer und du kamſt nicht auf meinen Ruf. Der Mond vernahm deinen Namen. Du aber achteteſt meiner nicht. Denn gar übel hatte ich dich verlaſſen, und zu meinem Eigenverderb bin ich hinweggewandert. Doch war deine Liebe immerdar in mir und war ſtark immerdar, ſo daß nichts dagegen ſtandzuhalten vermochte, wenngleich ich der Sünde ins Auge blickte und der Tugend ins Auge blickte. Und nun, da du geſtorben biſt, will wahrlich auch ich mit dir ſterben.“

Und ſeine Seele flehte, er möge ſich retten.

Er aber wollte nicht: alſogroß war ſeine Liebe. Und die See wälzte ſich heran und warf ihre Wellen über ihn, und da er wußte, daß das Ende nahe war, küßte er mit brünſtigen Lippen die kalten Lippen der Meermaid, und das Herz in ſeinem Leibe brach. Und wie ſein Herz alſo durch die Größe ſeiner Liebe brach, fand die Seele ihren Weg hinein, nahm ſie den Weg hinein und war in ihm, wie ſie zuvor in ihm geweſen war. Und das Meer bedeckte den jungen Fiſcher mit ſeinen Wogen.

*

Am andern Morgen aber zog der Prieſter aus, das Meer zu ſegnen, denn es war ſtürmiſch geweſen. Und mit ihm zogen die Mönche und die Muſikanten und die Kerzenträger und die Weihrauchſchwinger und eine große Menge.

Und da der Prieſter zum Ufer kam, ſah er den jungen Fiſcher ertrunken in der Brandung liegen, und von ſeinem Arm umklammert lag der Leichnam der kleinen Meermaid. Da trat er finſter zurück nnd ſchlug das Zeichen des Kreuzes und ſprach gar laut und rief: „Nicht will ich das Meer ſegnen, noch was immer es birgt. Verflucht ſei das Meervolk und verflucht ſeien jene, die da Bündnis mit ihm ſchließen. Er aber, der um der Liebe willen Gott vergeſſen, und hier vom Gerichte Gottes ſamt ſeiner Buhle erſchlagen liegt, — ſeinen Leib und den Leib

seiner Buhle hebt empor und verscharrt sie in einer Ecke des Schindangers und setzt keinen Stein darüber noch sonst ein Wahrzeichen irgendeiner Art, auf daß keiner den Platz ihrer Ruhestatt wisse. Denn verflucht waren sie im Leben und verflucht seien sie auch nach dem Tod!"

Da tat das Volk, wie er befahlen hatte. Und in einer Ecke des Schindangers, wo keine süßen Gräser wuchsen, gruben sie eine tiefe Grube und senkten die toten Leiber darein.

Und als das dritte Jahr dahingegangen war, an einem Tage, der ein heiliger Tag, zog der Priester in die Kapelle, um dem Volk die Wundmale des Herrn zu zeigen und zu dem Volke über Gottes Zorn zu sprechen.

Und als er sich in sein Gewand gewandet hatte und eintrat und sich vor dem Altare neigte, sah er, wie der Altar mit seltsamen Blumen verziert war, die er nie zuvor gesehen. Seltsam anzuschauen waren sie und von wunderlicher Schönheit. Und ihre Schönheit verwirrte ihn und ihr Duft war all seinen Sinnen süß. Freude erfüllte ihn, und er wußte nicht, worüber er sich freute.

Und als er den Tabernakel geöffnet und der Monstranz, die darin stand, Weihrauch dargebracht und dem Volke die schöne Hostie gezeigt und sie dann wiederum hinter den Schleier der Schleier verborgen hatte, begann er zum Volke zu sprechen. Die Schönheit der weißen Blumen

aber verwirrte ihn, und ihr Duft ſchien all ſeinen Sinnen ſüß, und andere Worte drängten ſich auf ſeine Lippen, und er ſprach nicht vom Zorne Gottes, ſondern von dem Gotte, deſſen Name Liebe iſt. Und weshalb er alſo ſprach, wußte er nicht.

Und da ſeine Worte verklungen waren, weinte das Volk, und der Prieſter ging in die Sakriſtei zurück und ſeine Augen waren ſchwer mit Tränen. Die Diakone traten herein und fingen an, ihn zu entkleiden. Sie nahmen ihm die Alba und den Gurt ab, die Armſtreifen und die Stola. Er aber glich einem Traumumfangenen.

Und als ſie ihn entkleidet hatten, blickte er ſie an und ſprach: „Welcher Art gehören die Blumen an, die auf dem Hochaltare ſtehen, und woher ſind ſie?“

Sie antworteten ihm: „Wir wiſſen nicht die Art der Blumen, doch kommen ſie aus der Ecke des Schindangers.“

Da zitterte der Prieſter, ging in ſein Haus und betete.

Und am frühen Morgen, da es noch dämmerte, zog er aus mit den Mönchen und mit den Muſikanten und mit den Kerzenträgern und mit den Weihrauchſchwingern und mit einer großen Menge nieder zum Ufer der See und ſegnete die See und alle die wilden Geſchöpfe, die ſie birgt. Auch die Faune ſegnete er und

die kleinen Weſen, die im Waldland tanzen und die helläugigen Dingerchen, die durch das Blattwerk ſpähen. Alle Geſchöpfe in Gottes Welt ſegnete er. Und das Volk war der Freude und des Wunders voll. Nie wieder aber wuchſen Blumen irgendwelcher Art in der Ecke des Schindangers, denn das Feld blieb unfruchtbar, wie es zuvor geweſen, noch kam das Meervolk wieder in die Bucht, wie es ehedem zu tun pflegte, denn es zog in einen anderen Teil des Meeres-

Das Sternenkind.

Einſt vorzeiten ſchritten zwei arme Holzhauer durch einen großen Tannenwald dem Heime zu. Winter war es, und die Nacht war bitter kalt. Der Schnee lag hoch auf dem Erdboden und auf den Äſten der Bäume. Der Froſt brach unaufhörlich Zweig um Zweig zu beiden Seiten des Weges, den ſie gingen. Und da ſie zu der Bergache kamen, hing dieſe reglos in den Lüften: denn der Eiskönig hatte ſie geküßt.

Es war ſo kalt, daß ſelbſt die Säugetiere und die Vögel nicht wußten wie ſich ſchützen.

„Hu," heulte der Wolf, der, den Schwanz zwiſchen die Beine geklemmt, durch das Unterholz ſchlich, „dieſes Wetter iſt einfach ungeheuerlich. Warum rührt ſich denn die Regierung nicht?"

„Witte-witt, witte-witt," zwitſcherten die grünen Häuflinge, „die alte Erde iſt tot, und man hat ſie zur Schau geſtellt in ihrem weißen Totenlinnen."

„Die Erde will Hochzeit feiern, und dies iſt ihr bräutlich Kleid", gurrten die Turteltauben einander zu. Ihre kleinen, roſigen Füßchen waren ganz froſtzernagt, aber ſie fühlten es als

ihre Pflicht, auch in dieſer Lebenslage die Romantik zu wahren.

„Unſinn!“ knurrte der Wolf. „Ich ſage euch, an allem trägt die Regierung ſchuld. Und glaubt ihr mir nicht, ſo freß' ich euch!“ Der Wolf war ausgeſprochen praktiſcher Geſinnung und an Beweiskraft fehlte es ihm nie.

„Ich meinerſeits“, ſagte der Specht, ein geborener Philoſoph, „ſchere mich kein Atom um Erläuterungen. Wie eine Sache iſt, ſo iſt ſie. Und augenblicklich iſt es erbärmlich kalt.“

Und es war erbärmlich kalt. Die kleinen Eichhörnchen, die in den hohen Fichten lebten, rieben eins des andern Näschen, um einander warm zu halten, und die Kaninchen rollten ſich in ihren Löchern rund und wagten keinen Blick vor die Türe. Das einzige Volk, das hocherfreut ſchien, war das der großohrigen Eulen. Ihre Federn waren ganz reifgeſteift, aber ſie achteten deſſen nicht und rollten ihre großen, gelben Augen und riefen einander durch den Wald zu: „Tuwitt! tuhu! tuwitt! tuhu — du wunderbares Wetter du!“

Fürbaß ſchritten die zwei Holzhauer, bliefen munter auf ihre Fingerſpitzen und ſtapften mit den ſchweren, eiſengenagelten Stiefeln den harten Schnee. Einmal ſanken ſie tief in lockere Flockenmaſſen und kamen daraus ſo weiß hervor, wie es Müller ſind, wenn ihre Steine malen. Ein andermal glitten ſie auf dem harten, glatten

Eise des gefrorenen Sumpfes aus, und das Reisig fiel aus ihren Bündeln; sie mußten es aufklauben und wieder zusammenbinden. Ein andermal wähnten sie sich wegesirr, und kaltes Grauen packte sie, da sie ja wußten, wie Schnee so grausam jenen ist, die in seinen Armen schlafen. Doch sie setzten ihr Vertrauen auf den guten heiligen Martin, der über den Wanderern wacht, und folgten wieder ihren Stapfen und schritten dann bedächtig. Und zu guter Letzt erreichten sie den Waldsaum und sahen tief zu ihren Füßen unten im Tal die Lichter des Dorfes, darin sie wohnten.

So überfroh ihrer Erlösung waren sie, daß sie einander laut zulachten, und in der Erde eine Silberblüte, im Monde eine Goldblume zu sehen vermeinten. Doch nachdem sie einander zugelacht, wurden sie wieder traurig, denn ihre Armut kam ihnen in den Sinn, und der eine sprach zu dem andern: „Worüber nur freuen wir uns so sehr, da wir doch sehen, daß das Leben den Reichen gehört und nicht den Armen, wie unsereins! Uns wäre wohler, wir wären im Walde Frostes gestorben, oder es hätte ein wild Getier sich auf uns gestürzt und uns zerfleischt.“

„Wahrlich,“ sprach sein Gefährte, „manchem ist vieles verliehen und anderen wenig. Nicht Gerechtigkeit hat die Welt zerstückelt, und es gibt außer Sorge nichts, das in der Teilung Gleichmaß zeigte.“ Doch indem sie einander noch ihr Elend klagten, begab sich Wundersames.

Vom Firmament fiel ein leuchtendheller, schöner Stern. Er glitt die Himmelswand entlang, in seinem Laufe die anderen Sterne streifend. Und da sie ihm verwundert nachblickten, schien es ihnen, als sänke er hinter dichten Weidenbüschen nieder, die nur einen Steinwurf ferne nächst einer kleinen Schafhürde standen.

„Hurra! Da ist ein Topf Goldes für jeden, der ihn findet", riefen sie und huben zu laufen an, so gierig nach dem Golde waren sie.

Und der eine von ihnen lief rascher als sein Gefährte und überholte ihn und erzwang sich den Weg durch die Büsche. Und da er jenseits angelangt, siehe! da lag wahrhaftig auf dem weißen Schnee ein golden Ding. Er stürzte darauf zu und griff es, sich niederbeugend, mit beiden Händen; und es war ein Mantel aus Goldgewebe, mit Sternen durchwirkt und in viele Falten gefaltet. Und er rief seinem Gefährten zu, daß er einen Schatz gefunden hätte, der vom Himmel gefallen. Und da sein Gefährte herbeigekommen war, saßen sie beide auf dem Schnee und lockerten die Falten des Mantels, auf daß sie die Stücke Goldes untereinander zu teilen vermöchten. Aber ach! es war nicht Gold darin, noch Silber, noch irgendein Schatz, nur ein kleines Kindlein, das schlief.

Und der eine sprach zu dem andern: „Dies ist ein bitteres Ende unseres Hoffens. Auch haben wir kein Glück. Denn was kann ein

Kindlein einem Manne frommen? Laſſen wir es hier und gehen wir unſeres Weges! Denn wir ſind arme Leute und haben leibliche Kinder, deren Brot wir anderen Kindern nicht geben dürfen."

Sein Gefährte aber erwiderte: „Nicht doch, übel wäre es getan, dies Kind hier dem Tod im Schnee preiszugeben. Und wenngleich ich ein Bettler bin wie du und viele Schnäbel zu füttern und doch nur wenig im Topfe habe, ſo will ich es dennoch heim nehmen mit mir, und mein Weib ſoll es betreuen."

So nahm er denn das Kind ſanft in die Arme, hüllte es in den Mantel, um es vor dem eiſig herben Kältehauch zu bergen, und ſchritt bergab dem Dorfe zu, dieweil ſein Gefährte ob ſeiner Torheit und der Überweiche ſeines Herzens ſtaunte.

Und da ſie zum Dorfe kamen, ſprach ſein Gefährte zu ihm: „Du haſt das Kind, darum gib mir den Mantel; denn es iſt nur billig, daß jedem von uns ſein Teil werde."

Er aber antwortete: „Nimmer. Denn der Mantel iſt weder mein noch dein, ſondern bloß des Kindes Eigen."

Und er bot ihm Gottes Geleite, ſchritt ſeinem Hauſe zu und klopfte an. Und da ſein Weib die Türe öffnete und ſah, daß ihr Mann geſund zu ihr zurückgekehrt, ſchlange die Arme um ſeinen Hals und küßte ihn und nahm das

Bündel Reiſig von ſeinem Rücken, trocknete den Schnee von ſeinen Schuhen und bat ihn, in ſein Haus zu kommen.

Er aber ſprach zu ihr: „Ich habe im Walde etwas gefunden und habe es dir gebracht, damit du wohl darauf achteſt;“ und er rührte ſich nicht von der Schwelle.

„Was iſt es?“ rief ſie. „Zeige es mir; denn unſer Haus iſt leer und es iſt Not an vielen Dingen.“ Da zog er den Mantel zur Seite und zeigte ihr das ſchlafende Kind. „Ach, guter Freund,“ ſprach ſie murrend, „haben wir ſelbſt nicht Kinderſegen genug? Mußt du noch durchaus einen Wechſelbalg des Weges ſchleppen, auf daß er mit an unſerem Herde ſitze? Und wer weiß, ob er nicht Unheil über uns bringen wird? Und womit ſollen wir ihn nähren?“ Und ſie war zornig wider ihn.

„Es iſt aber doch ein Sternenkind“, entgegnete er. Und er erzählte ihr von der wunderſamen Art, wie er es gefunden.

Sie aber wollte ſich nicht beſchwichtigen laſſen, ſondern höhnte ihn, ſprach ſich in Wut und ſchrie:

„Unſere Kinder darben nach Brot, und wir ſollen anderer Leute Kinder füttern? Wer ſorgt für uns? Wer gibt uns Speiſe?“

„Nicht doch! Sorgt Gott denn nicht ſelbſt für die Sperlinge? Speiſt er nicht auch ſie?“ erwiderte er.

„Sterben etwa die Sperlinge nicht Hungers im Winter?“ fragte ſie. „Und iſt es nicht Winter jetzt?“ Der Mann hatte kein Entgegnen, doch rührte er ſich nicht von der Schwelle.

Und ein ſchneidender Wind ſtrich vom Walde her durch die offene Türe, die in den Angeln bebte, und das Weib erſchauerte und ſprach zum Manne: „Willſt du nicht die Türe ſchließen? Es ſtreicht ein eiſiger Wind durch das Haus. Mich friert.“

„Und ſtreicht nicht immer ein eiſiger Wind durch ein Haus, darin ein hartes Herz ſich birgt?“ fragte er. Das Weib wußte kein Dawider, doch ſchlich ſie näher ans Feuer heran. Und nach einer Weile wandte ſie ſich ihm zu und ſah ihn an, und ihre Augenlider waren ſchwer von Tränen. Da trat er raſch herein und legte das Kind in ihre Arme, und ſie küßte es und legte es in ein kleines Bettchen, darin das jüngſte ihrer eigenen Kinder bereits ſchlief. Am andern Morgen aber nahm der Holzhauer den ſeltſamen Mantel von Gold und barg ihn in einer großen Truhe; und eine Kette von Bernſtein, die um den Hals des Kindes hing, nahm das Weib und barg ſie gleichfalls in der Truhe.

*

So wuchs das Sternenkind mit den Kindern des Holzhauers heran und ſaß an einem Tiſche

mit ihnen und war ihr Spielgenoß. Und mit jedem Jahre ward es ſchöner anzuſehn, ſo daß alle, die in dem Dorfe wohnten, ſtaunten, denn dieweil ſie ſchwarz von Angeſicht und Haaren, war es weiß und zart wie feines Elfenbein, und ſeine Locken glichen den Ringen der Amaryllis. Seine Lippen waren wie die Blütenblätter einer roten Blume und ſeine Augen wie Veilchen, die am Ufer eines klaren Baches ſprießen, und ſein Leib war wie die Narziſſen auf einem Felde, dem kein Mäher naht.

Aber ſeine Schönheit brachte ihm Unheil, denn es ward auch ſtolz und grauſam und eigenſüchtig. Die Kinder des Holzhauers und die anderen Kinder des Dorfes verachtete es, ſagte, ſie ſeien von niederer Herkunft, während es fürnehm ſei, da es von einem Stern herſtamme. Und es machte ſich zum Herrn über ſie und ſchalt ſie ſeine Knechte. Nicht kannte es Mitleid für die Armen, noch für jene, die da blind oder mißgeſtaltet oder irgendwie breſthaft waren.

Es warf ſie mit Steinen und trieb ſie auf die Landſtraße hinaus und hieß ſie anderwärts ihr Brot erbetteln, ſo daß nur die Geächteten, Almoſen zu erflehen, ein zweitesmal den Weg zum Dorfe nahmen. Es glich einem, der bis zum Wahnwitze entbrannt für Schönheit iſt, und ſpottete der ſchwächlichen Schickſalsmißbegünſtigten und machte ſie zum Hohne. Sich ſelber aber liebte es. Und zur Sommerzeit,

wenn die Winde ſtille lagen, lag es auch ganz ſtille neben dem Brunnquell in des Prieſters Garten und blickte auf die Wunder ſeines eigenen Angeſichts und lachte laut, voll der Freude an ſeiner eigenen Schöne.

Oft ſchalten es der Holzhauer und ſein Weib und ſagten: „Wir haben an dir nicht getan wie du an jenen tuſt, die verlaſſen ſind und keinen haben, der ihnen hilft. Weshalb biſt du ſo grauſam gegen alle jene, die Erbarmen brauchen?“

Oft ſandte der alte Prieſter nach ihm und verſuchte, es die Liebe des Lebenden zu lehren. Er ſprach zu ihm: „Die Fliege iſt dein Schweſterlein, tu' ihr nichts Böſes. Die wilden Vögel, die durch des Waldes Dickicht ſtreichen, ſind frei, mache ſie nicht, deiner Luſt zu frönen, zu Gefangenen. Gott ſchuf die Blindſchleiche und den Maulwurf und jedem ward ſein Teil. Wer biſt du, daß du Elend in Gottes Welt zu tragen wagſt? Selbſt die Tiere auf dem Felde preiſen ihn.“

Doch das Sternenkind achtete nicht ſeiner Worte, ſondern verzog den Mund und blickte höhniſch und ging zu ſeinen Gefährten zurück und ſtellte ſich an ihre Spitze. Und ſeine Gefährten folgten ihm, denn es war ſchön und leicht-behende und konnte tanzen und pfeifen und muſizieren. Und wo immerhin das Sternenkind ſie führte, ſie folgten ihm, und was immer das

Sternenkind gebot, sie taten es. Und wenn es mit einem spitzen Schilfrohr die trüben Äuglein des Maulwurfs durchbohrte, so lachten sie, und wenn es die Aussätzigen mit Steinen bewarf, lachten sie auch. Und in allen Dingen gebot es über sie, und ihre Herzen wurden hart, wie seines war.

Eines Tages nun geschah es, daß ein armes Bettlerweib durch das Dorf des Weges kam. Ihre Gewandung war zerrissen und zerlumpt und ihre Füße bluteten von den rauhen Straßen die sie gegangen war, und sie war gar übel zugerichtet. Und da sie müde war, setzte sie sich unter einen Kastanienbaum, allda zu rasten.

Das Sternenkind ward ihrer kaum gewahr, so sprach es auch schon zu seinen Gespielen: „Seht ihr! da sitzt ein schmutzig Bettelweib unter diesem schönen, grünblätterigen Baume. Kommt! wir wollen es von hinnen treiben, denn es ist häßlich und mißgestaltet.“ Darauf trat es näher und warf nach ihr mit Steinen und spottete ihrer. Sie aber blickte es an. Grauen stand in ihrem Blicke und sie wandte ihn nicht von ihm. Und da der Holzhauer, der in einem nahen Wildfang Holz klüftete, das Beginnen des Sternenkindes sah, lief er herzu, verwies es ihm und sprach: „Wahrlich bist du harten Herzens und kennst kein Erbarmen. Denn welch Böses hat dir dies arme Weib getan, daß du es solcherart behandeln solltest?“

Dem Sternenkinde rötete Zorn die Wangen. Es ſtampfte mit den Füßen auf den Boden und entgegnete: „Wer biſt du, daß du es wagſt, Rede von mir zu heiſchen ob meines Tuns? Ich bin dein Sohn nicht, und ſchulde dir Gehorſam nicht.“

„Wahr ſprichſt du“, entgegnete der Holzhauer. „Doch erwies ich dir Erbarmen, als ich dich im Walde fand.“

Da nun die Frau dieſe Worte hörte, ſtieß ſie einen lauten Schrei aus und ſank bewußtlos zur Erde. Und der Holzhauer trug ſie in ſein eigen Haus und ſein Weib erwies ihr Sorgfalt, und als ſie aus der Ohnmacht aufſtand, in die ſie geſunken war, ſetzten ſie Speiſe und Trank vor ſie und baten ſie, guten Mutes zu ſein.

Sie aber berührte weder Speiſe noch Trank, ſondern ſagte zum Holzhauer: „Sagteſt du nicht, daß jenes Kind im Walde gefunden ward? Und war das nicht am heutigen Tage vor juſt zehn Jahren?“

Und der Holzhauer erwiderte: „Du ſagſt es. Ich habe es im Walde gefunden. Und heute ſind es zehn Jahre her.“

„Und welch Kennzeichen trug es auf ſich?“ rief ſie. „Trug es nicht um den Hals eine Kette von Bernſtein? War nicht ein Mantel aus goldenem Gewebe darum geſchlungen, mit Sternen durchwirkt?“

„Wahrlich,“ erwiderte der Holzhauer, „dem

war alſo, wie du ſagſt.“ Und er nahm den Mantel und die Bernſteinkette aus der Truhe, in der ſie lagen, und wies ſie ihr.

Sie aber brach bei dem Anblicke in Tränen der Freude aus und ſagte: „Es iſt mein kleiner Sohn, den ich im Walde verloren. Ich flehe dich an, hole ihn auf der Stelle. Denn um ihn zu ſuchen, habe ich die weite Welt durchwandert.“

So gingen der Holzhauer und ſein Weib und riefen das Sternenkind herbei und ſagten: „Tritt in das Haus, du ſollſt darinnen deine Mutter finden, die deiner harrt.“ Es lief hinein voll Staunen und Entzücken, doch als es ſie, die da wartete, erblickte, lachte es hämiſch und ſagte: „Wo ſoll wohl meine Mutter ſein? Sehe ich doch niemand als dieſes gemeine Bettelweib.“

Das Weib ſprach leiſe: „Ich bin deine Mutter.“

„Das ſchwatzet Wahnwitz aus dir!“ ſchrie zornig das Sternenkind. „Ich bin dein Sohn nicht, du Bettlerin, denn du biſt häßlich und zerlumpt. Drum ſpute dich von hinnen und laß mich dein ſcheußliches Geſicht nicht länger ſchauen!“

„Erbarme dich! Du biſt in Wahrheit mein kleiner Sohn, den ich im Walde gebar“, rief ſie, fiel auf die Knie und ſtreckte ihm ſehnend die Arme entgegen. „Die Räuber haben dich mir geſtohlen und dich dem Tode preisgegeben“, ſtöhnte ſie. „Ich aber erkannte dich wieder, ſo-

bald ich dich erblickte. Und auch die Kennzeichen habe ich wieder erkannt, den Mantel aus Goldgewebe und die Bernsteinkette. Drum bitte ich dich: Komm mit mir! Bin ich doch allüber die Welt gewandert, dich zu suchen. Komm mit mir, mein Sohn, denn ich habe deiner Liebe gar große Not!“

Und endlich sprach es zu ihr, und seine Stimme war hart und bitter: „Bist du in Wahrheit meine Mutter,“ sprach es, „so wäre es weit besser gewesen, du wärest fortgeblieben und nicht hieher gekommen, um Schande über mich zu bringen. Wähnte ich doch das Kind eines Sternes zu sein und nicht eines Bettlers Kind, wie du mich schiltst. Drum gehe fort von hier und laß dich nicht mehr von mir erblicken!“

„Ach du mein Sohn,“ rief sie, „willst du mich nicht küssen, eh ich gehe? Hab' ich doch so viel gelitten, nur um dich zu finden.“

„Wahrlich nicht,“ sprach das Sternenkind, „allzu scheußlich bist du anzusehen. Eher sollen meine Lippen eine Natter oder eine Kröte küssen, denn dich!“

Da stand das Weib stillschweigend auf und ging hinaus in den Wald und weinte bitterlich. Das Sternenkind aber freute sich, sobald es sah, daß sie gegangen, und lief zurück zu seinen Spielgenossen, um deren Lustbarkeit zu teilen.

Sie aber, als sie seiner ansichtig wurden, verhöhnten es und sprachen; „Seht, es ist scheuß-

lich wie eine Kröte und ekelerregend wie eine Natter! Fort mit dir! Wir dulden nicht, daß deinesgleichen unſere Spiele teile.“ Und ſie trieben es aus dem Garten hinaus.

Das Sternenkind aber runzelte die Brauen und ſprach zu ſich ſelber: „Was ſagen ſie nur zu mir? Ich will zum Waſſerbronnen gehen und hineinſchauen. Der ſoll mir von meiner Schönheit ſprechen.“

So ging es zum Waſſerbrunnen und ſah hinein. Doch ſiehe! Sein Kopf glich dem Kopfe einer Kröte und ſein Leib war ſchuppenbedeckt wie Schlangenleib. Und es warf ſich nieder in das Gras und ſchluchzte und ſprach zu ſich ſelber: „Wahrlich, dies iſt durch meine Sünde über mich gekommen. Habe ich doch meine Mutter verleugnet und ſie weggejagt. War ich doch ſtolz und grauſam gegen ſie. Nun will ich gehen und ſie ſuchen allüber die Welt und will nicht raſten, eh ich ſie gefunden habe.“

Da aber trat die kleine Tochter des Holzhauers zu ihm, legte die Hand auf ſeine Schulter und ſagte: „Was tut es, wenn dn auch deine Schönheit verloren haſt. Bleibe bei uns. Ich will nicht deiner ſpotten.“

Er ſprach zu ihr: „Ich glaube dir. Doch war ich grauſam gegen meine Mutter, und dies Leiden iſt als Strafe über mich gekommen. Drum muß ich von hiunen gehen und allüber die Welt

wandern, bis ich sie finde und bis mir von ihr Verzeihung wird."

Und es lief hinein in den Wald und rief und rief seiner Mutter zu, sie möge zu ihm kommen, aber keine Antwort kam. Den ganzen Tag hindurch rief es, und da die Sonne unterging, legte es sich zum Schlafe auf ein Laubbett und die Vögel und Tiere des Waldes flohen es, denn sie entsannen sich seiner Grausamkeit. Nichts Lebendes war ihm nahe, außer der Kröte, die nach ihm spähte, und der trägen Natter, die vorüberkroch.

Am Morgen stand es auf und pflückte etliche bittere Beeren, aß sie und schlug mit wehem Schluchzen den Weg durch das große Dickicht ein. Und was immer ihm begegnete, frug es, ob es seine Mutter nicht gesehen habe.

Es sprach zum Maulwurf: „Du kennst die Tiefen der Erde, sag' mir, birgt sich meine Mutter dort?" Und der Maulwurf antwortete: „Du hast meine Augen geblendet, wie sollte ich es wissen?"

Es sprach zum Hänfling: „Du fliegst über die Wipfel der hohen Bäume hin und blickst weit über die Welt. Sag' mir, kannst du meine Mutter sehen?" Und der Hänfling erwiderte: „Du hast meine Flügel gestutzt in böser Lust, wie könnte ich fliegen?"

Und zum kleinen Eichhörnchen, das im Fichtenbaume wohnte und einsam war, sprach es:

„Wo iſt meine Mutter?“ Und das Eichhörnchen erwiderte: „Du haſt meine Mutter gemordet. Suchſt du nun auch deine zu morden?“

Und das Sternenkind weinte und neigte das Haupt und bat Gottes Geſchöpfe um Vergebung und wanderte hin durch den Wald, das Bettelweib zu ſuchen. Und am dritten Tage gelangte es auf die andere Seite des Waldes und ſtieg nieder in die Ebene.

Und da es durch die Dörfer ſchritt, verſpotteten es die Kinder und warfen Steine nach ihm und die Landleute wollten es nicht einmal in der Scheune ſchlafen laſſen, auf daß es nicht Mehltau über das aufgeſpeicherte Korn bringe, ſo ſcheußlich war es anzuſehen. Und die Mietlinge trieben es hinweg. Und keiner war da, der Erbarmen mit ihm hatte. Auch konnte es nirgends von dem Bettelweib vernehmen, das ſeine Mutter war, wenngleich es drei lange Jahre allüber die Welt wanderte, und auch oft vermeinte, ſie vor ſich auf dem Weg zu ſehen, und ihr dann rief und herlief hinter ihr, bis die ſcharfen Kieſel ſeine Füße bluten machten.

Sie einzuholen aber vermochte es nicht, und jene, die am Wegrand wohnten, leugneten ſtets, ſie oder irgend jemand, der ihr glich, geſehen zu haben, und ſein Kummer machte ihnen Spaß.

Drei Jahre lang wanderte es allüber die Erde, und es war für es auf der Erde weder Liebe noch liebende Güte noch Nächſtenliebe zu

finden. Allüberall traf es eine Welt, wie jene, die es selber einst geschaffen hatte in den Tagen seines großen Stolzes.

*

Und eines Abends kam es zum Tore einer mauerumgürteten Stadt, die am Stromufer stand. Und waren seine Füße auch müde und wund, so zwang es sie doch und wollte einziehen daselbst. Aber die Soldaten, die Wache hielten, kreuzten ihre Hellebarden vor dem Eingange und ließen es rauh an: „Was hast du in der Stadt zu suchen?“

„Ich suche meine Mutter,“ erwiderte es, „und ich bitte euch gar sehr, laßt mich vorbei, denn es mag sein, daß sie in der Stadt hier weilt.“

Sie aber höhnten es und einer von ihnen schüttelte den schwarzen Bart, stieß den Schild auf die Erde und rief: „Wahrhaftig, deine Mutter wird nicht frohlocken, wenn sie dich sieht, denn du bist mißgestalter als die Kröte im Sumpf oder die Natter, die im Schlamme kriecht. Scher' dich von hinnen, deine Mutter wohnt in dieser Stadt hier nicht.“

Und ein anderer, der ein gelbes Banner in der Hand trug, sagte zu ihm: „Wer ist deine Mutter und warum suchst du sie?“

Und es antwortete: „Meine Mutter ist eine Bettlerin, wie ich ein Bettler bin. Und ich habe übel an ihr gehandelt, und bitte euch, er-

laubt mir, einzutreten, damit mir ihre Verzeihung werde, falls sie in dieser Stadt weilt.“ Aber sie wehrten ihm und verwundeten es mit ihren Speeren. Und da es sich weinend von ihnen wandte, kam einer, dessen Rüstung eingelegt mit goldenen Blumen war, und auf dessen Helm ein Löwe ruhte, der Flügel hatte. Und dieser frug die Krieger, wer es gewesen sei, der Einlaß begehrt habe, und sie antworteten ihm: „Ein Bettler war es, eines Bettlers Kind und wir haben es von hinnen getrieben.“

„Bewahre,“ rief da lachend der Krieger aus, „dies häßliche Wesen wollen wir als Sklave verkaufen, und der Erlös soll uns einen Humpen süßen Weines schaffen.“

Da jener also sprach, schritt ein alter Mann mit unheilkündendem Gesicht vorbei und rief sie an und sprach: „Für diesen Preis will ich ihn kaufen!“ Und als er den Preis gezahlt hatte, nahm er das Sternenkind bei der Hand und führte es in die Stadt hinein.

Und nachdem sie durch viele Straßen gegangen waren, kamen sie an eine kleine Türe, die in eine Mauer gebrochen war, die ein Granatenbaum beschattete. Und der alte Mann berührte die Türe mit einem Ringe aus geschnittenem Jaspis und sie sprang auf; fünf erzene Stufen schritten sie hinab in einen Garten, der mit schwarzem Mohne und grünen Krügen gebrannten Tones voll stand. Und der alte

Mann zog aus ſeinem Turban ein Tuch aus gemuſterter Seide und verband damit dem Sternenkind die Augen und trieb es vor ſich her.

Und da das Tuch von ſeinen Augen gelöſt ward, fand ſich das Sternenkind in einem Turmverlies, das von einer Hornlaterne erhellt wurde. Und der alte Mann ſetzte ihm auf einem Holzbrett ſchimmliges Brot vor und ſprach: „Da iß!“ und faules Waſſer in einer Schale und ſprach: „Da trink!“ Und da es gegeſſen und getrunken hatte, ging der alte Mann hinaus, ſchloß die Türe hinter ſich ab und befeſtigte ſie mit einer eiſernen Kette.

*

Und am nächſten Tage kam der alte Mann, welcher der liſtigſte Zauberer Lybiens war und ſeine Kunſt von einem, der in den Gräbern des Nils hauſte, erlernet hatte, zu ihm herein, blickte finſter und ſprach: „In einem Walde, unfern der Tore dieſer Giaurenſtadt, liegen drei Klumpen Goldes verborgen: der eine iſt aus weißem Golde, der andere von gelbem Gold und das Gold des dritten iſt rotgleißend. Heute ſollſt du mir den Klumpen weißen Goldes bringen. Und bringſt du ihn nicht, ſo will ich dich mit hundert Riemen ſchlagen. Fort mit dir! Bei Sonnenuntergang werde ich deiner an der Gartentüre warten. Achte wohl, daß du das weiße Gold mir bringeſt, oder es ſoll dir übel

ergehen. Denn du bist mein Sklave, und ich habe dich für einen Humpen Wein gekauft."

Und er verband dem Sternenkind die Augen mit einem Tuche aus gemusterter Seide und führte es durch das Haus und den Garten voll Mohn und die fünf erzenen Stufen hinan. Und nachdem er die kleine Türe mit seinem Ringe geöffnet hatte, stieß er es auf die Straße.

Und das Sternenkind ging aus den Toren der Stadt und kam an den Wald, von welchem ihm der Zauberer gesprochen hatte. Und der Wald war von außen schön anzuschauen und schien voll singender Vögel und süß duftender Blumen zu sein. Und das Sternenkind betrat frohgemut denselben, doch nützte ihn die Schönheit gar wenig, denn wohin sein Fuß auch trat, schossen scharfe Dornen und Hecken vom Boden auf und umklammerten es und böse Nesseln stachen es und die Disteln verletzten es mit ihren Dolchen, so daß es in großer Not war. Auch vermochte es nirgends den Klumpen weißen Goldes zu finden, von dem der Zauberer gesprochen hatte, wennschon es ihn vom Morgen bis zur Mittagsstunde und von Mittag bis zum Sonnenuntergange suchte. Und mit Sonnenuntergang wandte es das Antlitz heimwärts zu und schluchzte bitterlich, denn es wußte, welch Geschick seiner harrte.

Doch da es den Saum des Waldes erreicht hatte, vernahm es aus dem Dickicht einen Schrei, wie von einem, der in Not ist. Da vergaß

es ſeines eigenen Kummers und lief zur Stelle hin und ſah ein Häschen, das ſich in einer Falle gefangen hatte, die ihm ein Jäger aufgeſtellt. Und das Sternenkind fühlte Mitleid mit dem Kleinen und machte es frei und ſagte zu ihm: „Ich bin ſelber nur ein Sklave, gut, daß ich wenigſtens dir die Freiheit zu ſchenken vermag.“

Und das Häschen antwortete ihm und ſprach: „Wahrlich, du haſt mir die Freiheit geſchenkt! Doch was kann ich dir ſchenken?“

Da ſprach das Sternenkind zu ihm: „Ich ſuche einen Klumpen weißen Goldes. Doch kann ich ihn nicht finden. Und bringe ich ihn meinem Meiſter nicht mit heim, wird er mich ſchlagen.“

„Komm mit mir,“ ſagte das Häschen, „und ich will dich zur Stelle führen, denn ich weiß, wo er verſteckt liegt, und zu welchem Zwecke.“

So ging das Sternenkind mit dem Häschen und ſiehe! im Stamme eines großen Eichenbaumes ward es des Klumpens weißen Goldes gewahr, den es ſuchte. Und es war der Freude voll und griff danach und ſagte zu dem Häschen: „Den Dienſt, den ich dir getan, haſt du mir vielemal vergolten. Und was ich dir an Güte erwies, haſt du mir hundertfach zurückgezahlt.“

„Nicht doch,“ entgegnete das Häschen, „nur wie du an mir, habe auch ich an dir getan.“

Und ſchnellbefußt lief es von dannen und das Sternenkind ſchritt der Stadt zu.

Nun ſaß am Tore der Stadt ein Ausſätziger. Ein Fetzen grauen Linnens war über ſein Geſicht gebreitet, und durch die Augenlöcher glühten ſeine Augen, roter Kohle gleich. Da er das Sternenkind kommen ſah, ſchlug er die hölzernen Becken und klapperte mit ſeiner Klingel und rief ihm zu und ſprach: „Gib mir ein Stück Geldes, oder ich muß Hungers ſterben. Denn ſie haben mich aus der Stadt geſtoßen, und es iſt keiner, der mit mir Erbarmen hätte.“

„Ach,“ klagte das Sternenkind, „ich habe in meinem Ranzen nichts als einen Klumpen Goldes. Und wenn ich den nicht meinem Meiſter bringe, ſchlägt er mich. Denn ich bin ſein Sklave.“

Der Ausſätzige aber flehte und flehte, bis das Sternenkind in Mitleid weich ward und ihm den Klumpen weißen Goldes ſchenkte.

Und da es zu des Zauberers Haus kam öffnete ihm der Zauberer und führte es hinein und ſprach zu ihm: „Haſt du den Klumpen weißen Goldes?“ Das Sternenkind erwiderte: „Ich habe ihn nicht.“ Da fiel der Zauberer über es her und peitſchte es und ſetzte einen leeren hölzernen Teller vor es hin und ſagte: „Da iß!“ und ſtellte ihm einen leeren Becher hin

und ſagte: „Da trink!“ und warf es wieder in das Turmverlies.

Am nächſten Morgen aber kam der Zauberer von neuem und ſprach: „Wenn du mir heute nicht den Klumpen gelben Goldes bringſt, ſo will ich wahrlich an dir tun, wie man an Sklaven tut, und dir dreihundert Hiebe aufzählen.“

Da ging das Sternenkind in den Wald und ſuchte den langen Tag den Klumpen gelben Goldes. Doch konnte es ihn nirgends finden. Und da die Sonne ſank, kauerte es ſich auf den Boden und hob zu ſchluchzen an. Und als es ſchluchzte, kam das Häschen zu ihm, das es aus der Falle befreit hatte.

Und das Häschen ſprach: „Warum weineſt du? Was ſuchſt du hier im Walde?“

Und das Sternenkind erwiderte: „Ich ſuche den Klumpen gelben Goldes, der hier verborgen liegt. Und finde ich ihn nicht, wird mich mein Meiſter ſchlagen und an mir tun, wie man an Sklaven tut.“

„Folge mir!“ rief das Häschen. Und es lief durch den Wald, bis es zu einem Tümpel Waſſer kam. Und auf dem Grunde dieſes Waſſers lag der Klumpen gelben Goldes.

„Wie ſoll ich meinen Dank dir zeigen?“ ſprach das Sternenkind. „Siehe, ſchon zum zweiten Male haſt du mich gerettet.“

„Nicht doch! du warſt es, der mit mir Erbarmen hatte“, ſprach das Häschen und leichtfüßig lief es von dannen.

Und das Sternenkind nahm den Klumpen gelben Goldes und ſteckte ihn in ſein Ränzel und eilte der Stadt zu. Doch der Ausſätzige ſah es nahen und lief ihm entgegen und ſank in die Knie und ſchrie: „Gib mir ein Geldſtück oder ich muß Hungers ſterben!“

Das Sternenkind ſprach zu ihm: „Ich trage in meinem Ränzel nichts als einen Klumpen gelben Goldes. Und bringe ich den nicht meinem Meiſter, wird er mich ſchlagen und an mir tun, wie man an Sklaven tut.“

Doch der Ausſätzige bat es ſo ſehr, daß das Sternenkind Erbarmen mit ihm hatte und ihm den Klumpen gelben Goldes gab.

Und als es zum Hauſe des Zauberers kam, öffnete ihm der Zauberer und ließ es ein und ſprach: „Haſt du den Klumpen gelben Goldes?“ Und das Sternenkind ſtammelte: „Ich habe ihn nicht.“ Da fiel der Zauberer über es her und ſchlug es und belud es ſchwer mit Ketten und warf es wieder in das Turmverlies.

Und am Morgen darauf kam der Zauberer von neuem zu ihm und ſagte: „Wenn du mir heute den Klumpen rotgleißenden Goldes bringeſt, will ich dir die Freiheit ſchenken. Doch bringſt

du ihn mir nicht, dann wahrlich, will ich dich züchtigen."

So ging das Sternenkind in den Wald und ſuchte den ganzen Tag hindurch nach dem Klumpen rotgleißenden Goldes, doch konnte es ihn nirgends finden. Und da der Abend ſank, ſetzte es ſich hin und weinte. Und wie es ſo weinte, kam das Häschen auf es zu.

Und das Häschen ſprach zu ihm: „Der Klumpen rotgleißenden Goldes, den du ſucheſt, liegt in der Höhle, der du den Rücken kehrſt. Deshalb weine nicht mehr, ſondern freue dich!"

„Wie ſoll ich dir's lohnen!" rief das Sternenkind. „Denn ſiehe! zum dritten Male nun danke ich dir meine Rettung."

„Nicht doch! du warſt es, der Mitleid mit mir fühlte", erwiderte das Häschen und lief ſchnellfüßig davon.

Und das Sternenkind trat in die Höhle und in dem entlegenſten Winkel derſelben fand es den Klumpen rotgleißenden Goldes und legte ihn in ſein Ränzel und haſtete der Stadt zu.

Und der Ausſätzige ſah es kommen und trat in die Mitte des Weges und ſchrie und ſprach zu ihm: „Gib mir den Klumpen rotgleißenden Goldes — oder ich muß ſterben." Und das Sternenkind hatte auch heute Mitleid mit ihm und gab ihm den Klumpen rotgleißenden Goldes und ſprach: „Deine Not iſt größer als die

meine.“ Doch ſein Herz war ſchwer, denn es wußte, welch bitteres Los ſeiner harrte.

*

Doch ſiehe! Als es durch das Tor der Stadt ſchritt, beugten ſich die Wächter tief vor ihm und entboten ihm Gehorſam und ſprachen: „Wie herrlich anzuſehen iſt unſer Herr!“ Und ein Haufe Bürgersleute folgte ihm und rief laut: „Wahrlich, niemand in der ganzen Welt gleicht ihm an Schönheit“, ſo daß das Sternenkind weinte und zu ſich ſelber ſprach: „Sie verhöhnen mich und ſpotten meines Elends.“ Und ſo groß war der Zuſammenlauf des Volkes, daß es wegirr ward und ſich plötzlich auf einem großen Platze fand, auf dem ſich eines Königes Schloß erhob.

Und die Tore des Schloſſes öffneten ſich, und die Prieſter und hohen Würdenträger der Stadt eilten ihm entgegen. Und ſie beugten ſich tief vor ihm und ſprachen: „Du biſt unſer Herr, auf den wir gewartet haben, und unſeres Königes Sohn!“

Da antwortete das Sternenkind und ſprach: „Ich bin keines Königs Sohn, ſondern das Kind eines armen Bettelweibes; und wie mögt ihr ſagen, ich ſei ſchön, da ich doch weiß, daß ich gar häßlich anzuſchauen bin!“

Da hielt jener, deſſen Rüſtung mit goldenen Blumen verzieret war und auf deſſen Helm ein

geflügelter Löwe ruhte, den Schild empor und rief: „Warum spricht doch mein Herr, daß er nicht schön sei?“

Und das Sternenkind sah hinein und sah: Sein Antlitz war wie es gewesen ehedem, und all seine Schönheit war zurückgekommen. In seinen Augen aber sah es etwas, was es selbst zuvor noch nie darin gesehen hatte.

Und die Priester und die hohen Würdenträger knieten nieder und sprachen zu ihm: „Es war von altersher geprophezeiet, daß am heutigen Tage er kommen würde, der über unsere Herzen herrschen soll. So nehme denn unser Herr diese Krone und dieses Zepter hier. Und in seiner Gerechtigkeit und Gnade sei er König über uns!“

Er aber sprach zu ihnen: „Ich bin nicht würdig, denn ich habe die Mutter, die mich geboren hat, verleugnet, noch kann ich Ruhe finden, ehe ich sie gefunden habe und ehe mir von ihr Verzeihung ward. Drum laßt mich gehen, denn ich muß von neuem wandern, allüber die Welt hin und darf nicht zögern hier, und bötet ihr mir auch Krone und Zepter.“

Und da es so sprach, wandte es das Antlitz weg von ihnen, der Straße zu, die zu den Toren der Stadt führte. Und siehe! in der Mitte der Menge, die sich um die Soldaten drängte, ward es des Bettelweibes gewahr, das sich seine Mutter nannte. Und an ihrer Seite stand der Aussätzige, der am Wege gesessen hatte.

Da löſte ſich ein Schrei der Freude von ſeinen Lippen und es ſtürzte auf ſie zu und kniete nieder und küßte die Schwären an den Füßen ſeiner Mutter und netzte ſie mit ſeinen Tränen.

Es neigte das Haupt in den Staub und ſchluchzte. Wie einer, deſſen Herz ſchier brechen wollte, ſprach es zu ihr: „Mutter, ich habe dich in der Stunde meines Stolzes verleugnet. Nimm du mich hin in der Stunde meiner Buße! Mutter, ich gab dir Haß; gib du mir Liebe! Mutter, ich verſchmähte dich; nimm jetzt dein Kind zu dir!“ — Doch das Bettelweib antwortete ihm kein einzig Wort.

Und das Sternenkind ſtreckte die Hände aus und umklammerte die blutleeren Füße des Ausſätzigen und ſprach zu dieſem: „Ich hatte Erbarmen mit dir: bitte du meine Mutter, auf daß ſie zu mir ſpreche.“ Doch der Ausſätzige antwortete ihm kein einzig Wort.

Und wieder hub es an zu ſchluchzen, und wieder hub es an zu ſprechen: „Mutter, mein Leid iſt ſchwerer, als ich zu tragen vermag. Schenk mir Erbarmen und laß mich heimkehren in meinen Wald.“

Da legte das Bettelweib die Hände auf ſein Haupt und ſprach zu ihm: „Stehe auf!“ Und der Ausſätzige legte die Hände auf ſein Haupt und auch er ſprach zu ihm: „Steh auf!“

Da ſtand es auf und ſah die beiden an. Und ſiehe! ſie waren ein König und eine Königin.

Und die Königin ſprach zu ihm: „Dies iſt dein Vater, dem du halfeſt.“

Und der König ſagte: „Dies iſt deine Mutter, deren Füße du mit deinen Tränen netzteſt.“ Und ſie fielen ihm um den Hals und küßten es und führten es in den Palaſt und kleideten es in ſchöne Gewänder und ſetzten ihm die Krone auf das Haupt und gaben ihm das Zepter in die Hand. Und es herrſchte über die Stadt, die am Stromufer ſtand, und war ihr Herr.

Gerechtigkeit und Erbarmen zeigte es allen und verbannte den böſen Zauberer. Und dem Holzhauer und ſeinem Weibe ſandte es gar viele reiche Gaben, erwies auch ihren Kindern hohe Ehren. Es duldete nicht, daß irgendeiner grauſam gegen die Vögel oder ſonſt irgendwelche Tiere ſei, ſondern lehrte Liebe und Güte und Barmherzigkeit und gab den Armen Brot und gab den Nackten Kleidung. Und Freude und Überfluß waren im Lande.

Doch es herrſchte nicht lange, denn ſein Leid war allzu groß und das Feuer ſeiner Prüfung allzu verzehrend geweſen, ſo daß es nach Ablauf von drei Jahren ſtarb. Und jener, ſo nach ihm kam, herrſchte übel.

Das Bildnis des Herrn W. H.

I.

Ich hatte mit Erſkine in einem hübſchen kleinen Hauſe in Birdcage Walk zu Mittag gegeſſen und nun ſaßen wir in der Bücherei bei Kaffee und Zigaretten, als die Frage der literariſchen Fälſchung aufs Tapet kam. Ich kann mich jetzt nicht erinnern, wie es geſchah, daß wir auf dieſes einigermaßen ſeltſame Thema gerieten, aber ich weiß, daß wir langmächtig über Macpherſon, Ireland und Chatterton debattierten, und daß, was den letzteren betrifft, ich bei der Meinung blieb, daß ſeine ſogenannten Fälſchungen nichts anderes ſeien, als der Ausdruck eines künſtleriſchen Wunſches nach vollkommener Darſtellung; daß wir kein Recht hätten, den Künſtler zur Rede zu ſtellen wegen der Bedingungen, die ihm am geeignetſten erſcheinen, um uns ſein Werk vorzuführen; und daß, da alle Kunſt ſchließlich bis zu einem gewiſſen Grad eine Tat darſtellt, einen Verſuch, ſeine eigene Perſönlichkeit auf fiktivem Grunde vorzuführen, außerhalb der Zufälligkeiten, der Hinderniſſe und der Grenzen des täglichen Lebens, es eine Verwirrung des ethiſchen mit

dem äſthetiſchen Problem bedeutet, wenn man einen Künſtler wegen einer Fälſchung zur Rechenſchaft zieht.

Erſkine, der bei weitem älter war als ich und mir mit der beluſtigten Herablaſſung eines Vierzigers zugehört hatte, legte plötzlich ſeine Hand auf meine Schulter und ſagte: „Was würden Sie von einem jungen Manne halten, der bezüglich eines gewiſſen Kunſtwerkes eine beſondere Theorie hätte, an ſeine Theorie glauben würde und eine Fälſchung beginge, um ſie zu beweiſen?“

„Das iſt etwas ganz anderes“, antwortete ich.

Erſkine ſchwieg einen Augenblick und blickte auf die dünnen, grauen Rauchringel, die von ſeiner Zigarette aufſtiegen. „Allerdings“, ſagte er nach einer Pauſe. „Das iſt etwas anderes.“

Es lag etwas im Ton ſeiner Stimme, vielleicht eine leichte Spur von Bitternis, was meine Neugier reizte. „Haben Sie etwa jemanden gekannt, der dies getan hat?“ frug ich.

„Ja“, antwortete er und warf ſeine Zigarette ins Feuer. „Es war ein guter Freund von mir, Cyril Graham. Er war ſehr verrückt, ſehr herzlos und bezauberte die Menſchen. Er hat mir übrigens das einzige Erbe hinterlaſſen, das ich in meinem Leben erhielt.“

„Und was war das?“ rief ich aus.

Erſkine ſtand von ſeinem Sitze auf, ging

zu einem hohen, eingelegten Schranke, der zwiſchen den beiden Fenſtern ſtand, ſperrte ihn auf und kam zurück mit einem ſchmalen Tafelbilde in einem alten und einigermaßen nachgedunkelten Eliſabethiniſchen Rahmen.

Es war das Porträt eines jungen Mannes in ganzer Figur im Koſtüm des ausgehenden 16. Jahrhunderts, an einem Tiſche ſtehend, die rechte Hand auf einem offenen Buche. Er ſchien ungefähr ſiebzehn Jahre alt und war von ganz beſonderer Schönheit, wenn auch dieſe Schönheit etwas femininer Natur war. Wäre nicht das Koſtüm geweſen und das kurzgeſchnittene Haar, ſo hätte man wirklich glauben können, daß dieſes Antlitz mit ſeinen träumenden, nachdenklichen Augen, mit ſeinen zarten, roten Lippen das Geſicht eines Mädchens ſei. In ſeiner Technik und beſonders in der Art, wie die Hände behandelt waren, erinnerte das Bild an die ſpäteren Werke von Francois Clouet. Das ſchwarzſamtene Wams mit ſeinen phantaſtiſchen Goldſpitzen und der pfauenblaue Hintergrund, von dem es ſich ſo angenehm abhob und durch den es eine ſo leuchtende Farbenwirkung gewann, war ganz in Clouets Stil; und die beiden Masken von Tragödie und Komödie, die einigermaßen konventionell an dem Marmorſockel hingen, zeigten den harten Ernſt der Pinſelführung — ſo verſchieden von der leichten Grazie der Italiener —, den ſelbſt am franzöſiſchen Hofe der große flä-

miſche Meiſter niemals ganz verloren hat und der an und für ſich immer ein charakteriſtiſches Merkmal nordiſcher Art geblieben iſt.

„Das iſt ein reizendes Bild!“ rief ich aus. „Aber wer iſt dieſer wunderbare junge Mann, deſſen Schönheit uns die Kunſt ſo glücklich bewahrt hat?“

„Das iſt das Bild von W. H.“, ſagte Erſkine mit einem traurigen Lächeln. Vielleicht war es bloß ein zufälliger Lichteffekt, aber mir kam es vor, als glänzten Tränen in ſeinen Augen.

„W. H.!“ rief ich aus. „Wer war W. H.?“

„Erinnern Sie ſich nicht?“ antwortete er. „Sehen Sie doch das Buch an, auf dem ſeine Hand ruht.“

„Ich ſehe eine Schrift darauf, aber ich kann ſie nicht entziffern“, antwortete ich.

„Nehmen Sie dieſes Vergrößerungsglas und verſuchen Sie zu leſen“, antwortete Erſkine und dasſelbe traurige Lächeln ſpielte um ſeinen Mund.

Ich nahm das Glas, hob die Lampe etwas näher und begann die ſchwierige Handſchrift zu buchſtabieren.

„Dem einzigen Erzeuger der nachfolgenden Sonette....“

„Großer Gott,“ rief ich, „iſt das Shakeſpeares W. H.?“

„Das war Cyril Grahams Meinung“, murmelte Erſkine.

„Aber er gleicht doch nicht im geringſten dem Lord Pembroke“, antwortete ich. „Ich kenne die Penshurſt-Bilder ſehr gut. Ich habe ſie erſt vor einigen Wochen geſehen.“

„Glauben Sie alſo wirklich, daß die Sonette an Lord Pembroke gerichtet ſind?“ frug er.

„Ich bin davon überzeugt“, antwortete ich. „Pembroke, Shakeſpeare und Mrs. Mary Fitton ſind die drei Perſonen der Sonette. Darüber kann kein Zweifel herrſchen.“

„Ich bin ganz Ihrer Meinung“, ſagte Erſkine. „Aber ich dachte nicht immer ſo. Ich dachte ſogar — ja, ich glaubte wirklich eine Zeitlang an Cyril Graham und ſeine Theorie.“

„Und worin beſtand dieſe Theorie?“ frug ich und betrachtete das wundervolle Bild, das bereits begonnen hatte mich in ganz merkwürdiger Weiſe zu faszinieren.

„Das iſt eine lange Geſchichte“, ſagte Erſkine und nahm mir das Bild fort — faſt heftig, wie es mir damals vorkam — „eine ſehr lange Geſchichte, aber wenn es Sie intereſſiert, ſo will ich ſie Ihnen erzählen.“

„Mich intereſſiert jede Theorie über die Sonette!“ rief ich aus. „Aber ich glaube nicht, daß ich leicht zu irgendeiner neuen Anſchauung bekehrt werden kann. Der Gegenſtand hat aufgehört ein Geheimnis zu ſein. Ja, ich wundere mich, daß es jemals ein Geheimnis war.“

„Da ich ſelbſt nicht an die Theorie glaube,

so bin ich wohl kaum in der Lage, Sie zu bekehren", sagte Erskine lachend. „Aber Sie werden der Sache Ihre Anteilnahme nicht versagen können."

„So erzählen Sie doch," sagte ich, „wenn die Geschichte nur halb so entzückend ist wie das Bild, so bin ich mehr als zufrieden."

„Ich muß", sagte Erskine und zündete sich eine Zigarette an, „meine Geschichte damit beginnen, daß ich Ihnen etwas über Cyril Graham selbst erzähle. Er und ich lebten im selben Hause in Eton. Ich war ein oder zwei Jahre älter als er, aber wir waren dicke Freunde und wir arbeiteten und spielten immer zusammen. Wir spielten natürlich bedeutend mehr als wir arbeiteten, aber ich kann nicht sagen, daß ich dies bedauere. Es ist immer ein Vorzug, nicht die übliche, solide Erziehung genossen zu haben, und was ich auf den Spielgründen in Eton lernte, war für mich ebenso nützlich wie irgend etwas, was mir in Cambridge beigebracht wurde. Ich muß Ihnen sagen, daß Cyrils Eltern tot waren. Sie ertranken bei einem schrecklichen Jachtunglück bei der Insel Wight. Sein Vater stand in diplomatischen Diensten und hatte die einzige Tochter des alten Lord Crediton geheiratet, der nach dem Tode seiner Eltern Cyrils Vormund wurde. Ich glaube nicht, daß Lord Crediton für Cyril viel Sympathie hatte. Er hat es seiner Tochter nie verziehen, daß sie einen Mann ohne Titel

geheiratet hatte. Er war ein ganz ſonderbarer alter Ariſtokrat, der wie ein Obſthauſierer fluchte und die Manieren eines Bauern hatte. Ich erinnere mich, ihn einmal betrunken geſehen zu haben. Er brummte mich an, gab mir einen Sovereign und ſagte mir, ich ſoll kein ſo verfluchter Radikaler werden wie mein Vater. Cyril liebte ihn nicht ſehr und war herzlich froh, den größten Teil ſeiner Ferien mit uns in Schottland verbringen zu dürfen. Eigentlich harmonierten ſie überhaupt niemals. Cyril kam er vor wie ein Bär und er fand Cyril verweiblicht. Cyril war in der Tat in vielen Dingen feminin, obzwar er ein ſehr guter Reiter und ein glänzender Fechter war. Er erhielt ſogar einen Fechtpreis, bevor er Eton verließ. Aber er war ſehr weich in ſeiner Art und Weiſe und nicht wenig eitel auf ſein Äußeres, und er hatte eine ſtarke Abneigung gegen Fußball. In Eton liebte er es immer, ſich zu koſtümieren und Shakeſpeare zu rezitieren, und als der Dreifaltigkeitstag anrückte, wurde er ſofort Mitglied der akademiſch-dramatiſchen Geſellſchaft. Ich erinnere mich, daß ich ihn wegen ſeiner Schauſpielerei immer beneidete. Ich war ihm ganz und gar ergeben, vielleicht deswegen, weil wir in einigen Dingen ſo ganz und gar verſchieden waren. Ich war einigermaßen ungeſchickt, ein ſchwächlicher Junge mit ſehr großen Füßen und mit einem Geſicht voller Sommerſproſſen. Som-

merſproſſen gibt es in ſchottiſchen Familien ebenſoviel, wie Gicht in engliſchen. Cyril pflegte zu ſagen, daß er von beiden die Gicht vorziehe. Aber er legte immer einen unſinnig hohen Wert auf perſönliche Erſcheinung und hielt einmal einen Vortrag in unſerer Diskuſſionsgeſellſchaft, um zu beweiſen, daß es wertvoller ſei, gut auszuſehen als gut zu ſein. Er ſelbſt war wunderſchön. Leute, die ihn nicht mochten, Philiſter und Profeſſoren und junge Leute, die ſich für die theologiſche Laufbahn vorbereiteten, pflegten zu ſagen, er ſei bloß hübſch. Aber es lag doch bedeutend mehr in ſeinem Geſicht, als bloße Anmut. Ich glaube, er war das herrlichſte Weſen, das ich je geſehen habe, und nichts übertraf die Grazie ſeiner Bewegungen und den Reiz ſeiner Manieren. Er bezauberte jeden, der des Bezauberns wert war und überdies noch eine Menge Leute, die es nicht wert waren. Er war oft eigenſinnig und trotzig und ich dachte wohl, daß er ſchrecklich unaufrichtig ſei. Das ſchrieb ich hauptſächlich auf die Rechnung ſeiner unmäßigen Begier zu gefallen. Armer Cyril! Ich ſagte ihm einmal, daß er ſich mit ſehr billigen Triumphen begnüge, aber er lachte bloß. Er war ſchrecklich verwöhnt. Ich glaube, alle reizenden Menſchen ſind verwöhnt, das iſt das Geheimnis ihrer Anziehungskraft.

„Ich muß Ihnen aber etwas über Cyrils Schauſpielkunſt ſagen. Sie wiſſen, daß keine

Schauſpielerinnen bei der akademiſch-dramatiſchen Geſellſchaft mitwirken dürfen. Mindeſtens war es ſo zu meiner Zeit. Ich weiß nicht, wie es jetzt damit ſteht. Natürlich wurde Cyril immer für die weiblichen Rollen genommen und als man „Wie es euch gefällt“ aufführte, ſpielte er die Roſalinde. Es war eine wunderbare Aufführung. Cyril Graham war wirklich die vollendetſte Roſalinde, die ich je geſehen habe. Es wäre unmöglich, Ihnen die Schönheit, die Zartheit, die Durchgeiſtigung des Ganzen zu beſchreiben. Es war ein ungeheuerer Erfolg und das ſchreckliche kleine Theater war jeden Abend gedrängt voll. Selbſt wenn ich das Stück jetzt leſe, muß ich an Cyril denken. Als ob es für ihn geſchrieben worden wäre! Im nächſten Semeſter holte er ſich einen Grad und kam nach London, um ſich für die diplomatiſche Karriere vorzubereiten. Aber er tat nie etwas. Er verbrachte ſeine Tage mit dem Leſen der Shakeſpeareſchen Sonette und ſeine Abende verbrachte er im Theater. Er war natürlich ganz erpicht darauf, zur Bühne zu gehen. Lord Crediton und ich konnten nichts anderes tun, als ihn daran verhindern. Vielleicht würde er noch leben, wenn er zur Bühne gegangen wäre. Es iſt immer dumm einen Rat zu geben, aber es iſt ganz und gar verderblich einen guten Rat zu geben. Ich hoffe, Sie werden dieſen Unſinn nie begehen. Wenn Sie es tun, ſo werden Sie es bedauern.

„Ich will aber zum Kern meiner Geſchichte kommen. Eines Tages erhalte ich einen Brief von Cyril, worin er mich erſucht, abends in ſeine Wohnung zu kommen. Seine Wohnung in Piccadilly war reizend, und hatte den Ausblick auf den Park. Da ich ihn jeden Tag zu beſuchen pflegte, ſo war ich überraſcht, daß er ſich die Mühe nahm zu ſchreiben. Natürlich ging ich hin und als ich bei ihm eintraf, fand ich ihn in einem Zuſtand großer Aufregung. Er ſagte mir, daß er endlich das wahre Geheimnis der Shakeſpeareſchen Sonette entdeckt habe; daß alle gelehrten Kritiker bisher eine ganz falſche Fährte verfolgt hätten, und daß er der erſte ſei, der, ſich bloß auf innerliche Zeugniſſe ſtützend, herausgebracht habe, wer W. H. ſei. Er war außer ſich vor Freude und wollte lange Zeit mir ſeine Theorie nicht auseinanderſetzen. Endlich brachte er einen Haufen Notizen herbei, nahm ſein Exemplar der Sonette vom Kamin, ſetzte ſich nieder und hielt mir einen langen Vortrag über die ganze Sache.

Er begann mit der Hervorhebung, daß der junge Mann, an den Shakeſpeare dieſe leidenſchaftlichen Gedichte gerichtet hat, jemand geweſen ſein müſſe, der ein wirklich vitaler Faktor in der Entwicklung ſeiner dramatiſchen Kunſt war und daß man dies weder von Lord Pembroke noch von Lord Southampton behaupten könne. Wer immer es aber auch war, es kann niemand

von hoher Geburt geweſen ſein, wie dies ſehr klar aus der 25. Sonette vorgeht, worin Shakeſpeare ſich denjenigen, die „Lieblinge“ großer Prinzen ſind, gegenüberſtellte. Er ſagt dort ganz klar:

„Laß die, ſo in der Gunſt der Sterne ſtehn,
Mit Titelprunk ſich blähn und lauter Ehre;
Ich, fern von ſolchem Glanz, will ungeſehn
An dem mich freun, was ich zumeiſt verehre.“

und endet das Sonett, indem er ſich zu dem niedern Stande, der ihm ſo lieb iſt, beglückwünſcht.

„Drum glücklich ich! Ich lieb' und bin geliebt,
Wo ich nie wank' und nichts beiſeit mich ſchiebt.“

Cyril erklärte, daß dieſes Sonett ganz unverſtändlich ſei, wenn wir annehmen wollten, daß es dem Grafen Pembroke oder dem Grafen Southampton gelte, zwei Männern, die zuhöchſt im Range in England ſtanden und mit Recht Lieblinge großer Prinzen genannt werden durften. Und um ſeine Anſicht zu unterſtützen, las er mir das 124. und 125. Sonett, worin Shakeſpeare uns ſagt, daß ſeine Liebe nicht „ein Kind der Größe“ ſei, daß ſie nicht „kränkelt im Lächeln ſtolzer Pracht“, wohl aber gebaut ſei „fern vom Zufall“. Ich hörte mit großem Intereſſe zu, denn ich glaube nicht, daß die Bemerkung jemals gemacht worden iſt. Was aber folgte, war noch viel ſeltſamer und ſchien mir damals vollkommen Pembrokes Anſprüche zu

entkräften. Wir wiſſen von Meres, daß die Sonette 1598 geſchrieben wurde und das 104. Sonett berichtet uns, daß Shakeſpeares Freundſchaft für W. H. bereits drei Jahre dauere. Nun kam Lord Pembroke, der 1580 geboren wurde, nach London nicht vor ſeinem 18. Jahr, das heißt nicht vor 1598, und Shakeſpeares Bekanntſchaft mit W. H. muß 1594 begonnen haben oder ſpäteſtens 1595. Shakeſpeare kann alſo Lord Pembroke erſt nach der Niederſchrift der Sonette kennen gelernt haben.

Cyril betonte auch, daß Pembrokes Vater nicht vor 1601 ſtarb, indes aus dem Verſe

„Ihr hattet einen Vater, laßt den Sohn es künden"

hervorgeht, daß der Vater W. H.s im Jahre 1598 tot war. Überdies iſt es unſinnig anzunehmen, daß irgendein Verleger jener Zeit, und die Vorrede iſt von der Hand des Verlegers, die Kühnheit gehabt hätte, William Herbert Graf von Pembroke mit Herrn W. H. anzuſprechen. Der Fall von Lord Buckhurſt, den man einmal Mr. Sackville nannte, iſt in Wirklichkeit kein entſprechendes Beiſpiel, denn Lord Buckhurſt war kein Pair, ſondern bloß der jüngere Sohn eines Pairs mit einem Ehrentitel und die Stelle in Englands Parnaß, wo von ihm geſprochen wird, iſt keine formelle und feierliche Widmung, ſondern bloß eine zufällige Anſpielung. So wurden Lord Pembrokes angebliche Anſprüche von Cyril mit leichter Hand

zerstört und ich saß ganz verwundert da. Mit Lord Southampton hatte Cyril noch weniger Mühe. Southampton wurde in sehr jungen Jahren der Liebhaber von Elisabeth Vernon, so daß er keine Aufforderung, sich zu verheiraten, brauchte; er war nicht schön; er ähnelte nicht seiner Mutter, wie W. H.

„Wie du ein Spiegel deiner Mutter scheinst,
Die ihren holden Mai ihr ruft zurück."

Und vor allem war sein Vorname Heinrich, indes die wortspielenden Sonette, 135 und 143 beweisen, daß der Vorname von Shakespeares Freund derselbe war wie sein eigener, nämlich William.

Was die übrigen Hypothesen unglückseliger Kommentatoren betrifft, daß W. H. ein Druckfehler ist für W. S., was William Shakespeare bedeute, daß „Mr. W. H. all" gelesen werden müßte: Mr. W. Hall, daß Mr. W. H. Mr. William Hathaway sei, daß nach „wünscht" ein Punkt gemacht werden müsse, so daß W. H. als der Schreiber und nicht als der Angesprochene bei der Widmung erscheine — so wurde Cyril damit in sehr kurzer Zeit fertig. Und es ist nicht der Mühe wert seine Gründe anzuführen, obzwar ich mich erinnere, daß ich hellauf lachte, als er mir, gottlob nicht im Original, einige Auszüge von einem deutschen Kommentator namens Barnstorff vorlas, der darauf bestand, daß Mr. W. H. niemand anders sei, als

„Mr. William Himself“. Er gab auch keinen Augenblick zu, daß die Sonette etwa nichts anderes wären, als bloße Satiren über die Werke von Drayton und John Davies von Hereford. Ihm wie auch mir erschienen sie als Gedichte von ernster und tragischer Bedeutung, die Shakespeare der Bitterkeit seines Herzens entrang und mit dem Honig seiner Lippen versüßte. Noch weniger wollte er zugeben, daß sie bloß eine philosophische Allegorie bedeuten sollten und daß in ihnen Shakespeare sich an sein ideales Selbst wende, oder an eine ideale Männlichkeit, oder den Geist der Schönheit, oder die Vernunft oder das göttliche Wort oder die katholische Kirche im Auge habe. Er fühlte, wie wir tatsächlich alle fühlen müssen, daß die Sonette an ein Individuum gerichtet sind, an einen bestimmten jungen Mann, dessen Persönlichkeit aus irgendeinem Grunde Shakespeares Seele mit schrecklicher Freude und in nicht minderem Maße mit schrecklicher Verzweiflung erfüllt haben muß.

Nachdem er in dieser Weise den Weg gesäubert hatte, bat mich Cyril, alle vorgefaßten Ideen, die ich vielleicht über dieses Thema haben könnte, beiseite zu lassen und seiner Theorie ein unbefangenes Gehör zu schenken. Das Problem, das er lösen wollte, war folgendes: wer war der junge Mann in den Tagen Shakespeares, der, ohne von edler Ge-

burt oder ſelbſt von edlem Stamm zu ſein, von ihm in Ausdrücken von ſo leidenſchaftlicher Verehrung angeredet wurde, daß wir uns faſt fürchten, an den Schlüſſel zu rühren, der das Geheimnis des Dichterherzens öffnet? Wer war der Mann, deſſen phyſiſche Schönheit ſo groß war, daß ſie der Eckſtein von Shakeſpeares Kunſt wurde, die Quelle ſeiner Begeiſterung, die Verkörperung ſeiner Träume? Ihn bloß als Gegenſtand gewiſſer Liebesgedichte betrachten, heißt die ganze Bedeutung der Gedichte verkennen: denn die Kunſt, von der Shakeſpeare in ſeinen Sonetten ſpricht, iſt nicht die Kunſt der Sonette ſelbſt, die er als eine heimliche und geringe Form betrachtete, ſondern es iſt die Kunſt des Dramatikers, auf die er immer wieder anſpielt; und er, von dem Shakeſpeare ſagt

„Mir biſt du alle Kunſt, und meine Roheit
Hebſt du ſo hoch wie der Gelehrten Hoheit.“

er, dem er Unſterblichkeit verſpricht

„Dank meiner Feder lebt von dir die Kunde,
Wo Lebensluſt meiſt lebt, im Menſchenmunde.“

war ſicherlich niemand anderer, als der Schauſpielerknabe, für den er Viola und Imogen ſchuf, Julia und Roſalinde, Portia und Desdemona und ſelbſt Kleopatra. Das war Cyril Grahams Theorie, die, wie Sie ſehen, klar hervorging aus den Sonetten ſelbſt und die anzunehmen weniger von zu demonſtrierenden Be-

weiſen oder Zeugniſſen abhing, als von einer Art künſtleriſchen und geiſtigen Empfindens, durch das allein, wie er vorgab, die wahre Bedeutung der Gedichte erfaßt werden konnte. Ich erinnere mich, wie er mir das ſchöne Sonett vorlas:

„Kann meine Muſe Stoffs zu wenig haben,
Solang du lebſt? Du ſtrömſt in mein Gedicht
Dein eignes Thema, lieblich und erhaben;
Dafür genügen Alltagsverſe nicht.
O, dir allein muß aller Dank verbleiben,
Wenn Leſenswertes du entdeckſt in mir;
Wer iſt zu ſtumm, dir ein Gedicht zu ſchreiben,
Wenn unſre Dichtkunſt Licht empfängt von dir!
Die zehnte Muſe ſei, zehnmal ſo hehr
Wie jene neun, zu denen Reimer flehen,
Und wer dich anruft, Rhythmen ſchaffe der
Unſterblich, die in fernſter Friſt beſtehen!

und dabei betonte, wie vollſtändig es ſeine Theorie ergänze. Und ſo ging er tatſächlich ſorgfältig alle Sonette durch und zeigte oder glaubte zu zeigen, daß entſprechend ſeiner Art, die Bedeutung der Gedichte zu erkennen, die Dinge, die bisher dunkel oder ſchlecht oder übertrieben geſchienen hatten, nun klar, vernünftig und von hoher künſtleriſcher Bedeutung wurden und Shakeſpeares Auffaſſung von den wahren Beziehungen zwiſchen der Kunſt des Schauſpielers und der Kunſt des Dramatikers erläuterten.

Es iſt natürlich klar, daß in Shakeſpeares

Gesellschaft ein wunderbarer Schauspielerknabe von großer Schönheit gewesen sein muß, dem er die Darstellung seiner edlen Heldinnen anvertraute. Denn Shakespeare war ebenso sehr praktischer Theaterdirektor wie phantasievoller Poet und Cyril Graham hatte faktisch den Namen des Schauspielerknaben entdeckt. Es war Will oder, wie er ihn zu nennen liebte, Willie Hughes. Den Vornamen fand er selbstverständlich in den wortspielenden Sonetten 135 und 143. Der Zuname war ihm zufolge verborgen in der achten Zeile des 20. Sonetts, wo W. H. beschrieben wird als:

„A man in hew, all Hews in his controwling."

In der Originalausgabe der Sonette ist Hews mit einem großen Anfangsbuchstaben und in Antiqua gedruckt, und wie er annahm, bewies das klärlich, daß hier ein Wortspiel beabsichtigt war und seine Ansicht erhielt eine kräftige Unterstützung in jenen Sonetten, wo merkwürdige Wortspiele mit den Worten „use" und „usery" gemacht werden. Natürlich war ich gleich bekehrt und Willie Hughes wurde für mich eine ebenso wirkliche Persönlichkeit wie Shakespeare selbst. Den einzigen Einwand, den ich gegen diese Theorie erhob, war, daß der Name Willie Hughes in der Liste der Schauspieler der Shakespeareschen Gesellschaft nicht vorkommt, wie sie in der ersten Folioausgabe abgedruckt ist. Aber Cyril betonte

nun, daß gerade die Abwesenheit von Willie Hughes' Namen auf der Liste seine Theorie erst recht unterstütze, denn es werde aus dem Sonett 86 klar, daß Willie Hughes Shakespeares Gesellschaft verlassen hatte, um in einem Konkurrenztheater zu spielen, wahrscheinlich in irgendeinem Stücke von Chapman. Darauf bezieht sich, was in seinem großen Sonette über Chapman Shakespeare zu Willie Hughes sagt:

„Als deine Gunst begann sein Lied zu feilen,
Da schwand mein Stoff, da lahmten meine Zeilen."

Der Ausdruck „Your countenance filled up his line" bezieht sich offenbar auf die Schönheit des jungen Schauspielers, die Chapmans Versen Leben und Wirklichkeit und neue Reize gab. Und derselbe Gedanke kommt noch einmal vor im 79. Sonett —

„Als ich allein noch anrief deine Gunst,
Floß meinem Lied allein dein Anmutschatz!
Nun aber welkt die Anmut meiner Kunst,
Die Muse, krank, macht einer andern Platz."

und in dem unmittelbar vorangehenden Sonett, wo Shakespeare sagt

„Daß nun die ganze Zunft, wie ich's begann,
Gedichte ausstreut unter deinem Schutze."

Das Wortspiel mit den Worten use und Hughes ist natürlich ganz klar und die Phrase „Gedichte ausstreut unter deinem Schutze" bedeutet: „durch deine Mitwirkung als Schauspieler bringst du ihre Stücke vor das Publikum."

Es war ein wundervoller Abend und wir ſaßen faſt bis zur Morgendämmerung und laſen die Sonette immer wieder. Nach einiger Zeit begann ich jedoch einzuſehen, daß es notwendig ſei, ehe die Theorie in vollkommener Form der Welt vorgelegt werden könne, für die Exiſtenz des Schauſpielers Willie Hughes einen einwandfreien Beweis zu ſchaffen. In dieſem Falle gäbe es keinen möglichen Zweifel mehr an ſeiner Identität mit W. H. Mißlang dieſer Beweis, dann war es freilich nichts mit der Theorie. Ich ſetzte dies ſehr ernſthaft Cyril auseinander, der ſich einigermaßen über meine, wie er es nannte, philiſtröſe Anſchauung ärgerte und ſehr bittere Worte brauchte. Aber ich nahm ihm das Verſprechen ab, daß er in ſeinem eigenen Intereſſe ſeine Entdeckung nicht früher veröffentlichen würde, ehe er nicht alles aus dem Bereich des Zweifels gehoben. Und wochenlang durchſuchten wir die Matrikeln in den Kirchen der Stadt, die Alleyn-Mſſ. in Dulwich, das Record Office, die Papiere des Lord Chamberlain, kurz alles, was eine Anſpielung auf Willie Hughes enthalten hätte können. Natürlich fanden wir nichts und mit jedem Tag ſchien mir die Exiſtenz von Willie Hughes problematiſcher zu werden. Cyril war in einem ſchrecklichen Zuſtande und ging mit der Abſicht, mich zu überzeugen, die ganze Frage Tag für Tag durch. Aber ich ſah

die eine Lücke in der Theorie und ich verweigerte meine Überzeugung, ehe nicht die tatsächliche Existenz von Willie Hughes, dem Schauspielerknaben aus der Elisabethinischen Zeit, allen Zweifeln und Spitzfindigkeiten zum Trotz bewiesen wäre.

Eines Tages verließ Cyril die Stadt, um zu seinem Großvater zu gehen, wie ich damals glaubte. Aber ich hörte später von Lord Crediton, daß dies nicht der Fall gewesen war. Und vierzehn Tage später erhielt ich ein in Warwick aufgegebenes Telegramm von ihm, worin er mich bat, bestimmt abends um $^1/_2$8 Uhr zu kommen, um mit ihm zu essen. Als ich eintrat, sagte er zu mir: ‚Der einzige Apostel, der keinen Beweis verdiente, war der heilige Thomas, und der heilige Thomas war der einzige Apostel, dem er zuteil wurde.‘ Ich frug ihn, was er damit meine. Er antwortete, daß er nicht nur imstande gewesen sei, die Existenz eines Schauspielerknaben namens Willie Hughes im 16. Jahrhundert nachzuweisen, sondern auch das unumstößliche Zeugnis erbracht habe, daß dies der W. H. der Sonette sei. Er wollte mir in diesem Augenblicke nichts mehr sagen. Aber nach dem Essen brachte er mir feierlich das Bild herbei, das ich Ihnen gezeigt habe, und erzählte mir, daß er es ganz zufällig entdeckt habe, angenagelt an einen alten Kasten, den er in einem Pächterhause in Warwickshire

gekauft. Den Kasten selbst, ein sehr feines Stück Elisabethinischer Arbeit, hatte er natürlich mitgebracht und in der Mitte des vorderen Faches waren die Anfangsbuchstaben W. H. unzweifelhaft eingeschnitzt. Das Monogramm hatte seine Aufmerksamkeit erregt und er sagte mir, daß der Kasten schon einige Tage in seinem Besitz gewesen sei, ehe er daran gedacht habe, das Innere sorgfältig zu prüfen. Eines Morgens nun sah er, daß die eine Seite des Kastens viel dicker als die andere sei und bei näherer Prüfung entdeckte er an dieser Seite ein eingefügtes und eingerahmtes Holzbild. Er nahm es heraus und es war das Bild, das nun auf dem Sofa lag. Es war sehr schmutzig und ganz mit Schimmel bedeckt. Aber er brachte zustande, es zu reinigen und sah zu seiner großen Freude, daß die einzige Sache, die er suchte, ihm durch bloßen Zufall in die Hände gefallen sei. Da war ein authentisches Porträt von W. H., die Hand auf dem Widmungsblatt der Sonette und auf dem Rahmen selbst konnte man undeutlich in schwarzen Unzialbuchstaben auf einem verblaßten Goldgrund den Namen des jungen Mannes lesen: „Master Wil. Hews.“

Was sollte ich nun sagen? Ich dachte keinen Augenblick daran, daß Cyril Graham mir einen Streich spielen wollte, oder daß er versuchte, seine Theorie mit Hilfe einer Fälschung zu beweisen.“

„Aber ist es eine Fälschung?“ frug ich.

„Natürlich ist es eine“, sagte Erskine. „Es ist eine sehr gute Fälschung, aber es ist nichtsdestoweniger eine Fälschung. Damals glaubte ich, daß Cyril ganz ruhig über die Sache denke. Aber ich erinnere mich, daß er mir mehr als einmal sagte, er selbst brauche keinen Beweis und daß er an seine Theorie auch ohne Beweis glaube. Ich lachte darüber und sagte ihm, daß ohne Beweis seine Theorie einfach umfiele, und ich beglückwünschte ihn in warmen Worten zu seiner wunderbaren Entdeckung. Wir beschlossen dann, daß das Bild gestochen oder faksimiliert werden sollte, um als Titelblatt für Cyrils Ausgabe zu dienen. Und drei Monate lang tat ich nichts anderes als jedes Gedicht Zeile für Zeile durchzugehen, bis wir jede Schwierigkeit des Textes oder des Sinnes gelöst hatten. Eines unglückseligen Tages war ich in einem Kupferstichladen in Holborn, wo ich oberhalb des Pultes einige wundervolle Zeichnungen in Silberstift hängen sah. Sie gefielen mir so sehr, daß ich sie kaufte, und der Ladenbesitzer, ein Mann namens Rawlings, sagte mir, daß ein junger Maler namens Edward Merton sie gemacht habe, ein sehr geschickter Mensch, aber arm wie eine Kirchenmaus. Einige Tage später suchte ich Merton auf, nachdem ich seine Adresse von dem Kupferstichhändler erfahren hatte, und ich fand einen blassen, interessanten jungen

Mann mit einem etwas gewöhnlich aussehenden Weib, seinem Modell, wie ich später erfuhr. Ich sagte ihm, wie sehr ich seine Zeichnungen bewundert hätte, was ihn offenbar sehr freute, und ich bat ihn, mir noch einige von seinen anderen Sachen zu zeigen. Als wir seine Mappe durchblätterten, die ganz voll war mit wirklich entzückenden Sachen — Merton hatte eine sehr zarte und anmutige Stilführung —, entdeckte ich plötzlich eine Zeichnung des Bildes von W. H. Kein Zweifel war möglich. Es war fast wie ein Faksimile. Der einzige Unterschied war der, daß die beiden Masken, Tragödie und Komödie, nicht an der Marmortafel hingen wie auf dem Bilde, sondern auf dem Boden zu den Füßen des jungen Mannes lagen. ‚Wo um Himmels willen haben Sie das her?‘ sagte ich. Er wurde etwas verlegen und antwortete: ‚O, das ist nichts. Ich wußte nicht, daß das in dieser Mappe sei. Es hat gar keinen Wert.‘ ‚Das ist doch das Ding, das du für Herrn Cyril Graham gemacht hast!‘ rief seine Frau. ‚Und wenn dieser Herr es zu kaufen wünscht, so laß es ihm doch.‘ ‚Für Herrn Cyril Graham?‘ wiederholte ich. ‚Haben Sie das Bild gemalt?‘ ‚Ich verstehe nicht, was Sie meinen‘, antwortete er und wurde sehr rot. Die ganze Geschichte war furchtbar peinlich. Das Weib erzählte alles. Ich gab ihr fünf Pfund, als ich wegging. Ich kann jetzt gar nicht daran denken. Natürlich war ich wütend.

Ich ging ſofort zu Cyrils Wohnung, wartete dort drei Stunden, bevor er kam, und die ſchreckliche Lüge ſtarrte mir entgegen; ich ſagte ihm, daß ich ſeine Fälſchung entdeckt hätte. Er wurde ſehr bleich und erwiderte: ‚Ich tat es einzig und allein Ihretwegen. Sie konnten nicht anders überzeugt werden. Das berührt die Wahrheit der Theorie durchaus nicht.‘ ‚Die Wahrheit der Theorie?‘ rief ich aus. ‚Je weniger wir darüber ſprechen, deſto beſſer. Sie ſelbſt haben nie daran geglaubt, ſonſt hätten Sie nicht eine Fälſchung begangen, um ſie zu beweiſen.‘ Es fielen erregte Worte. Wir ſtritten heftig. Vielleicht wurde ich ungerecht. Am nächſten Morgen war er tot.“

„Tot?“ rief ich.

„Ja, er erſchoß ſich mit einem Revolver. Einige Tropfen Blut ſpritzten auf den Rahmen des Bildes, gerade dort, wo der Name geſchrieben ſteht. Als ich kam — ſein Diener hatte ſofort nach mir geſchickt —, war die Polizei bereits an Ort und Stelle. Er hatte einen Brief für mich hinterlaſſen, der offenbar in der größten Aufregung und Geiſtesverwirrung geſchrieben war.“

„Was ſtand darin?“ frug ich.

„Es ſtand darin, daß er unbedingt an Willie Hughes glaube und daß die Fälſchung des Bildes nur mir zuliebe geſchehen ſei und nicht im allergeringſten Maße die Richtigkeit der Theorie

ſchwäche. Und daß er, um mir zu zeigen, wie feſt und unerſchütterlich ſein Glaube in die ganze Sache ſei, nun hingehe und ſein Leben dem Geheimnis der Sonette zum Opfer bringe. Es war ein verrückter, toller Brief. Ich erinnere mich, daß er am Ende ſagte, er lege nun die Theorie von Willie Hughes in meine Hände, damit ich ſie der Welt bekannt mache, um alſo das Geheimnis von Shakeſpeares Herzen zu enthüllen."

„Das iſt eine ſehr tragiſche Geſchichte!" rief ich aus. „Aber warum haben Sie den Wunſch des Toten nicht erfüllt?"

Erſkine zuckte die Schultern. „Weil die Theorie vom Anfang bis zum Ende ein Unſinn iſt", antwortete er.

„Mein lieber Erſkine", ſagte ich und ſtand auf. „Sie ſind bezüglich der ganzen Sache falſcher Meinung. Die Theorie iſt bis zum heutigen Tage der einzige vollkommene Schlüſſel zu Shakeſpeares Sonetten. Jedes Detail ſtimmt. Ich glaube an Willie Hughes."

„Sagen Sie das nicht", ſagte Erſkine ſehr ernſt. „Ich glaube, dieſe Idee bringt Unglück mit ſich. Und Vernünftiges läßt ſich dafür nicht ſagen. Ich habe die ganze Sache gründlich unterſucht und verſichere Sie, die Theorie iſt durch und durch irrig. Bis zu einem gewiſſen Punkte mag ſie einleuchtend ſein. Aber dann iſt auch alles aus. Um Gottes willen, mein lieber

13*

Freund, nehmen Sie ſich nicht der Sache Willie Hughes, an. Ihr Herz wird darüber brechen.“

„Erſkine,“ antwortete ich, „es iſt Ihre Pflicht, die Theorie der Welt vorzulegen. Tun Sie es nicht, ſo werde ich es tun. Indem Sie die Sache unterdrücken, ſchädigen Sie die Erinnerung Cyril Grahams, des letzten und glänzendſten Märtyrers der Literatur. Ich beſchwöre Sie, geben Sie ihm, was ihm Rechtens gebührt. Er ſtarb für die Sache, laſſen Sie ihn nicht umſonſt geſtorben ſein.“

Erſkine ſchaute mich ganz überraſcht an. „Das Gefühl für die Sache reißt Sie fort“, ſagte er. „Sie vergeſſen, daß eine Sache nicht notwendigerweiſe wahr ſein muß, weil ein Mann für ſie geſtorben iſt. Ich war Cyril Graham ein treuer Freund. Sein Tod war ein furchtbarer Schlag für mich. Ich habe ihn Jahre nicht verwunden. Ich glaube, daß ich ihn überhaupt nicht verwunden habe. Aber Willie Hughes? Was iſt uns Willie Hughes? Er hat niemals gelebt. Und der Welt die Sache vorlegen? Die Welt glaubt, daß ein zufällig losgegangener Schuß Cyril Graham getötet hat. Der einzige Beweis ſeines Selbſtmordes war in ſeinem Briefe an mich enthalten und von dieſem Briefe hat die Öffentlichkeit nie etwas gehört. Bis auf den heutigen Tag glaubt Lord Crediton, daß die ganze Sache nur ein unglückſeliger Zufall war.“

„Cyril Graham opferte ſein Leben einer

großen Idee", antwortete ich. „Und wenn Sie nicht von seinem Märtyrertum berichten wollen, so erzählen Sie wenigstens von der Kraft seines Glaubens."

„Sein Glaube", sagte Erskine, „betraf eine Sache, die falsch war, eine Sache, die ein Unsinn war, eine Sache, die kein Shakespeareforscher nur einen Augenblick ernst nehmen kann. Die Theorie würde ausgelacht werden. Lassen Sie sich nicht zum Narren halten und folgen Sie keinem Wege, der nirgends hinführt. Sie gehen von der Existenz einer Person aus, deren Existenz gerade das ist, was bewiesen werden soll. Überdies weiß jedermann, daß die Sonette an den Lord Pembroke gerichtet waren. Die Sache ist ein für allemal entschieden."

„Die Sache ist nicht entschieden!" rief ich aus. „Ich will die Theorie dort aufnehmen, wo Cyril Graham sie verlassen hat, und ich werde der Welt beweisen, daß er im Rechte war."

„O Sie Tor!" sagte Erskine, „gehen Sie nach Hause. Es ist zwei Uhr vorbei. Und denken Sie nicht mehr an Willie Hughes. Es tut mir leid, daß ich Ihnen überhaupt etwas erzählt habe und es täte mir sehr leid, Sie zu einer Sache bekehrt zu haben, die ich selbst nicht glaube."

„Sie haben mir den Schlüssel gegeben zum größten Geheimnis der modernen Literatur", antwortete ich. „Und ich werde nicht ruhen noch

raſten, bis nicht Sie, bis nicht die ganze Welt erkannt hat, daß Cyril Graham der feinſte Shakeſpeareforſcher unſerer Tage geweſen iſt.“

Als ich durch den St. James-Park heimging, dämmerte der Morgen gerade über London. Die weißen Schwäne lagen ſchlafend auf dem glatten Spiegel des Sees und der ſchlanke Palaſt erſchien purpurn gegen den blaßgrünen Himmel. Ich dachte an Cyril Graham und meine Augen füllten ſich mit Tränen.

II.

Es war zwölf Uhr vorbei, als ich erwachte. Und die Sonne ſtrömte durch die Vorhänge meines Zimmers in langen, ſchrägen Strahlen von Goldſtaub. Ich ſagte meinem Diener, daß ich für niemand zu Hauſe wäre. Und nachdem ich meine Taſſe Schokolade und mein Brötchen genommen, holte ich aus meiner Bücherei mein Exemplar der Shakeſpeareſchen Sonette und begann ſie ſorgfältig durchzugehen. Jedes Gedicht ſchien mir Cyril Grahams Theorie zu bekräftigen. Mir war, als läge meine Hand auf Shakeſpeares Herz und als könnte ich jeden einzelnen Schlag der pulſenden Leidenſchaft zählen. Ich dachte an den wunderbaren Schauſpielerknaben und aus jeder Zeile blickte mir ſein Geſicht entgegen. Ich erinnere mich, daß mir zwei

Sonette beſonders auffielen. Das 53. und das 67. In dem erſteren beglückwünſcht Shakeſpeare Willie Hughes zu der Vielſeitigkeit ſeiner Schauſpielkunſt, zur großen Skala ſeiner Rollen, einer Skala, die von der Roſalinde zur Julia und von der Beatrice zur Ophelia geht und ſagt zu ihm:

Aus welchen Stoffen ſchuf dich die Natur,
Daß tauſend fremde Schatten dich begleiten?
Ein Schatten folgt uns, jedem einer nur;
Dir folgt der Schatten aller Herrlichkeiten.

Die Verſe wären ganz unverſtändlich, wenn ſie nicht an einen Schauſpieler gerichtet wären, denn das Wort „Schatten“ hatte zu Shakeſpeares Zeiten eine bühnentechniſche Bedeutung. „Das beſte dieſer Art ſind bloß Schatten“, ſagt Theſeus von den Schauſpielern im Sommernachtstraum, und es gibt zahlreiche ähnliche Anſpielungen in der damaligen Literatur. Dieſe Sonette gehörten offenbar zu den Werken, in denen Shakeſpeare das Weſen der Schauſpielerkunſt, das merkwürdige und ſeltene Temperament, das für den Schauſpieler notwendig iſt, erörtert. „Wie kommt es,“ ſagt Shakeſpeare zu Willie Hughes, „daß du ſoviele Perſönlichkeiten in dir haſt?“ Und dann geht er hin und beweiſt, daß ſeine Schönheit derart iſt, daß ſie jede Form und Art der Phantaſie zu verwirklichen ſcheint, daß ſie jeden Traum der Schöpferkraft verkörpert, — ein Gedanke, der noch weiter aus-

geführt ist in dem nächsten Sonett, wo Shakespeare mit dem schönen Gedanken beginnend:

O wie viel schöner wird die Schönheit doch,
Wenn sie der holde Schmuck der Treue hebt!

uns einlädt, zu bemerken, wie die Wahrheit der Schauspielkunst, die Wahrheit der sichtbaren Darstellung auf der Bühne das Wunder des Gedichtes erhöht, seiner Anmut Leben gibt und seiner idealen Form Wirklichkeit verleiht. Und doch beschwört Shakespeare im 67. Sonett Willie Hughes, die Bühne zu verlassen mit all ihrer Künstlichkeit, ihrem falschen gemimten Leben, mit dem geschminkten Antlitz und dem unwahren Kostüm, mit ihren unmoralischen Einflüssen und Verlockungen, die Bühne, die so weit entfernt ist von der wahren Welt der edlen Tat und der aufrichtigen Rede.

O warum lebt er heut in kranker Welt,
Mit seiner Gegenwart das Laster zierend,
Wo Sünde Vorschub nun durch ihn erhält,
Mit seinem Umgang sich herausstaffierend?

Wo falsche Schminke nachäfft seine Wangen
Und seinem Leben stiehlt ihr totes Rot,
Wo dürft'ge Schönheit, um gleich ihm zu prangen,
Gemalte Rosen sucht in ihrer Not?

Es mag seltsam erscheinen, daß ein so großer Dramatiker wie Shakespeare, der seine eigene Vollendung als Künstler verkörperte und der auf dem idealen Boden der Bühnenkunst und des Bühnenspiels seine eigene Menschlichkeit dar-

ſtellte, in ſolchen Ausdrücken vom Theater geſchrieben hat. Aber wir müſſen daran erinnern, daß in den Sonetten 110 und 111 uns Shakeſpeare zeigt, wie auch er der Puppen Welt müde war und wie er ſich ſchämte, „ein Narr vor den Leuten“ geweſen zu ſein. Das 111. Sonett iſt beſonders bitter:

Schilt auf Fortunen für mein übles Leben,
Die ſchuld'ge Göttin meines argen Handels,
Die mir zum Leben Beßres nicht gegeben
Als freie Kunſt, die Mutter freien Wandels.

Drum trägt mein Nam' ein Brandmal eingebrannt;
Drum geht mein Weſen faſt in dem verloren,
Worin es wirkt, wie eines Färbers Hand.
Fühl' Mitleid denn und wünſch' mich neugeboren.

Und ſo gibt es auch anderwärts viele Andeutungen desſelben Gefühls, Stellen, die allen Shakeſpeareforſchern vertraut ſind. Etwas verwirrte mich ungemein, als ich die Sonette las, und es dauerte Tage, bis ich die richtige Deutung fand, die Cyril Graham ſelbſt verfehlt zu haben ſcheint. Ich konnte nicht verſtehen, wieſo es kam, daß Shakeſpeare einen ſo großen Wert auf die Verheiratung ſeines jungen Freundes legte. Er ſelbſt hatte jung geheiratet und das Ergebnis war höchſt unglücklich geweſen und es ſchien nicht wahrſcheinlich, daß er von Willie Hughes verlangte den gleichen Irrtum zu begehen. Der Schauſpielerknabe, der die Roſalinde ſpielte,

hatte von der Ehe und von den Leidenſchaften des wirklichen Lebens nichts zu erwarten. Die früheren Sonette ſchienen mir durch ihre merkwürdige Aufforderung, Kinder zu zeugen, einen falſchen Ton zu haben. Die Erklärung des Geheimniſſes kam mir ganz plötzlich und ich fand ſie in der merkwürdigen Widmung. Dieſe Widmung lautet bekanntlich folgendermaßen:

„Dem alleinigen Erzeuger
dieſer nachſtehenden Sonette
Mr. W. H. wünſcht alles Glück
Und jene Unſterblichkeit

verheißen von
unſerm ewig lebenden Dichter
der wohlwollende Unternehmer
beim Beginne
T. T.

Einige Forſcher haben angenommen, daß das Wort Erzeuger (Begatter) in der Wirkung nichts anderes bedeute als den Mann, der die Sonette dem Verleger Thomas Thorpe verſchafft habe; aber dieſe Annahme iſt längſt aufgegeben und die höchſten Autoritäten ſind darüber einig, daß das Wort im Sinne einer Inſpiration genommen werden müſſe; die Metapher ſei hier nichts anderes als eine Analogie mit dem phyſiſchen Leben. Nun fand ich, daß dieſelbe Metapher von Shakeſpeare in allen Gedichten gebraucht werde und das führte mich auf den richtigen Weg. Schließlich machte ich meine große

Entdeckung. Die Heirat, die Shakeſpeare Willie Hughes vorſchlägt, iſt die Verbindung mit der Muſe, ein Ausdruck, der in dieſer Form im 82. Sonett vorkommt, wo er tief erbittert über den Abfall des Schauſpielerknaben, für den er ſeine beſten Rollen geſchrieben hatte und deſſen Schönheit ihn im Banne hielt, die Klage mit den Worten beginnt:

„Du biſt ja meiner Muſe nicht vermählt.“

Die Kinder, die zu erzeugen er ihn beſchwört, ſind nicht Kinder von Fleiſch und Blut, ſondern die unſterblichen Kinder unvergänglichen Ruhmes. Der ganze Zyklus der erſten Sonette iſt nichts anderes als Shakeſpeares Bitte an Willie Hughes, die Bühne zu beſteigen und ein Schauſpieler zu werden. „Wie unfruchtbar und nutzlos iſt deine Schönheit,“ ſagt er, „wenn ſie nicht genützt wird.“

Wann vierzig Winter erſt dein Haupt berennen
Und in der Schönheit Plan Laufgräben ziehn,
Wer wird dein Jugendſtaatskleid dann noch kennen,
Und den zerfetzten Rock, wer achtet ihn?
Befragt alsdann: „Wo blieb all deine Zier?
Wo deines Frühlings ſtolzes Eigentum?“
Zu ſagen: „In den hohlen Augen hier“,
Wär' allverzehr'nde Schmach und Bettelruhm.

Du mußt irgend was in der Kunſt ſchaffen; mein Vers „iſt dein und von dir geboren“. Hör' nur auf mich und ich will „Rhythmen ſchaffen, unſterblich, die in fernſter Friſt beſtehen“. Und

du wirſt mit den Formen deines eigenen Bildes die Phantaſiewelt der Bühne bevölkern. Dieſe Kinder, die du haben wirſt, fährt er fort, werden nicht verwelken wie ſterbliche Kinder, ſondern du wirſt in ihnen und in meinen Stücken leben.

„Schaff dir ein andres du zuliebe mir,
Daß Schönheit leb' im dein'gen oder dir."

Ich ſammelte alle Stellen, die meine Anſicht zu unterſtützen ſchienen, und ſie machten auf mich einen ſtarken Eindruck und bewieſen mir, wie vollſtändig in Wahrheit Cyril Grahams Theorie war. Ich ſah auch, daß es ganz leicht ſei, die Verſe, in welchen er von den Sonetten ſelbſt ſpricht, von jenen abzuſondern, in welchen er von ſeinen großen dramatiſchen Werken ſpricht. Das war ein Punkt, der bisher von allen Forſchern, bis auf Cyril Graham, überſehen worden war. Und doch war es einer der wichtigſten Punkte in der ganzen Reihe der Gedichte. Shakeſpeare ſelbſt war ſeinen Sonetten gegenüber mehr oder weniger gleichgültig. Er wollte nicht ſeinen Ruhm auf ihnen begründen. Sie bedeuten ihm die leichte Muſe, wie er es nennt, und ſie waren, wie Meres erzählt, nur beſtimmt, unter wenigen, ſehr wenigen Freunden von Hand zu Hand zu gehen. Andererſeits kannte er in außerordentlicher Weiſe den hohen Wert ſeiner Stücke und hegte ein edles Selbſtvertrauen bezüglich ſeines dramatiſchen Ingeniums. Wenn er zu Willie Hughes ſagt:

Nie aber wird dein ew'ger Sommer ſchwinden,
Noch jene Schönheit miſſen, die du haſt;
Nie wird der Tod im Schattenreich dich finden,
Wann dich die Zeit in ew'ge Verſe faßt.
Solang noch Menſchen atmen, Augen ſehn,
Lebt dies und gibt dir Leben und Beſtehn.

Der Ausdruck „ew'ge Verſe“ ſpielt offenbar auf eines der Stücke an, das er ihm damals ſchickte, und die letzten zwei Zeilen zeugen für ſeinen Glauben, daß ſeine Stücke immer geſpielt werden würden. In ſeiner Anrufung der dramatiſchen Muſe, Sonette 100 und 101, finden wir dasſelbe Gefühl.

„Wo biſt du, Muſe, daß du ſäumſt ſo lange,
Dem, was dir alle Macht gab, Lob zu weihn?
Verbrauchſt du deine Glut in eitlem Sange,
Verdunkelſt dich, um Schlechtem Glanz zu leihn?“

ruft er aus und dann beginnt er der Herrin der Tragödie und Komödie wegen ihrer „Vernachläſſigung der Wahrheit, die in Schönheit ſtarb“, Vorwürfe zu machen, und ſagt:

„Schweigſt du, weil er des Lobs dich überhebe?
O leere Ausflucht! Deines Amtes iſt,
Daß er ſein gülden Grabmal überlebe
Und Lob ihm werde bis zur fernſten Friſt.
Ans Werk denn, Muſe! Wie, das lehr' ich dir,
Daß ihn die ſpäte Zukunft kennt wie wir.“

Vielleicht aber iſt das 55. Sonett dasjenige, in dem Shakeſpeare dieſem Gedanken den vollſten Ausdruck gibt. Anzunehmen, daß die

„mächt'gen Verſe“ in der zweiten Zeile ſich auf das Sonett ſelbſt beziehen, hieße Shakeſpeares Abſicht vollſtändig mißverſtehen. Es ſchien mir, nach dem ganzen Charakter des Sonetts zu ſchließen, höchſt wahrſcheinlich, daß ein beſtimmtes Stück gemeint ſei und daß dieſes Stück kein anderes ſei als „Romeo und Julia“.

Kein gülden Fürſtenbild, kein Marmelſtein
Wird dieſe mächt'gen Verſe überleben;
Sie werden dir ein hell'res Denkmal ſein
Als Quadern, die vom Schmutz der Zeiten kleben.
Ob Zwietracht ſtürzt der Häuſer feſt Gemäuer,
Ob wüſter Krieg die Statuen niederrennt,
Kein Schwert des Mars, kein freſſend Kriegesfeuer
Tilgt deines Ruhms lebendig Monument.
Trotz Tod und feindlicher Vergeſſenheit
Sollſt du beſtehn, ſoll Raum dein Name finden
Noch in den Augen allerfernſten Zeit,
Bis die Geſchlechter dieſer Welt verſchwinden.
Bis am Gerichtstag du dich ſelbſt erhebſt,
Wohnſt du im Auge Liebender und lebſt.

Es iſt außerordentlich intereſſant zu beobachten, wie hier ſowie anderwärts Shakeſpeare Willie Hughes Unſterblichkeit in einer den Menſchen ſichtbaren Form verſpricht, d. h. im Rahmen des Theaters, in einem Stücke der Schaubühne.

Zwei Wochen arbeitete ich eifrig an den Sonetten, ging kaum aus und nahm keine Einladung an. Jeden Tag glaubte ich etwas Neues zu entdecken und Willie Hughes ſchien im Geiſt gegenwärtig zu ſein, eine alles beherrſchende

Perſönlichkeit. Mir kam vor, als ſtünde er im Schatten meines Zimmers, ſo gut hatte Shakeſpeare ihn gezeichnet mit ſeinem goldenen Haar, mit ſeiner zarten, blütengleichen Grazie, ſeinen verträumten, tief eingeſunkenen Augen, ſeinen feinen beweglichen Lippen und ſeinen weißen Lilienhänden. Selbſt ſein Name faszinierte mich. Willie Hughes! Willie Hughes! Wieviel Muſik liegt in dieſem Namen! Ja, wer anders als er konnte der Mann-Geliebte von Shakeſpeares Leidenſchaft ſein (20/2), der Herr meiner Liebe, der durch Tugend mich in Huldigung und Lehnspflicht hält gebunden (26/1), der zarte Liebling der Natur (126/9), die Roſe der ganzen Welt (Sonett 109/14), der Herold aller Frühlingsreize (Sonett 1/10), gehüllt in das ſtolze Staatskleid der Jugend (Sonett 2/3), der zarte Knabe, den zu hören ſüßer Muſik gleichkommt (Sonett 8/1) und deſſen Schönheit das Kleid von Shakeſpeares Herzen war (Sonett 22/6), wie es der Eckſtein war ſeiner dramatiſchen Kunſt. Wie bitter erſcheint nun die ganze Tragödie ſeines Abfalls und ſeiner Schmach, einer Schmach, die er ſüß und lieblich machte (Sonett 95/1), durch den bloßen Zauber ſeiner Perſönlichkeit, aber die trotzdem Schmach blieb. Da ihm aber Shakeſpeare vergab, ſollten wir ihm nicht auch vergeben? Ich wollte nicht an das Geheimnis ſeiner Sünde rühren.

Daß er Shakeſpeares Theater verließ, war

eine andere Sache und ich durchforſchte ſie mit großer Mühe. Schließlich kam ich zu dem Schluſſe, daß Cyril Graham ſich geirrt hatte, als er annahm, der dramatiſche Nebenbuhler des 80. Sonett ſei Chapman. Es iſt offenbar Marlow, der hier gemeint iſt. Zur Zeit, als die Sonette geſchrieben wurden, konnte ein Ausdruck wie „der ſtolze Vollſegel ſeines gewaltigen Verſes“ nicht auf Chapman angewendet werden, wenn er auch auf den Stil ſeiner ſpäteren Stücke anwendbar geweſen wäre. Nein. Marlow war offenbar der dramatiſche Nebenbuhler, von dem Shakeſpeare in ſo lobendem Tone ſprach. Und jener „gütige, vertraute Geiſt, der nächtlich mit Klugheit ihn betrügt“, war der Mephiſtopheles ſeines Doktor Fauſtus. Zweifellos war Marlow bezaubert von der Schönheit und Grazie des Schauſpielerknaben und lockte ihn von Blackfriars Theater fort, damit er den Gaveſton in ſeinem Eduard II. ſpiele. Daß Shakeſpeare das geſetzliche Recht hatte, Willie Hughes in ſeiner eigenen Truppe zurückzuhalten, geht aus dem Sonett 87 hervor, wo er ſagt:

„Leb' wohl! Du weißt, dein Wert iſt viel zu groß,
Als daß ich dauernd dich beſitzen könnte;
Der Pachtbrief deiner Freundſchaft ſpricht dich los;
Erloſchen iſt der Pacht, der mir dich gönnte.
Durch deine Schenkung wardſt du meine Habe,
Und wie verdient' ich je ſo reiche Spende?

Der Rechtsgrund fehlt in mir für solche Gabe,
Und folglich ist's mit meinem Recht zu Ende.
Du gabst dich mir, unkundig deines Wertes,
Wohl auch getäuscht in mir, der ihn empfangen.
Nun ist die Schenkung als ein aufgeklärtes
Versehen deinerseits zurückgegangen.
So hab' ich dich gehabt, wie Träum' entweichen,
Im Schlaf ein König, wachend nichts dergleichen.

Aber den er nicht durch Liebe halten konnte, wollte er nicht durch Gewalt festhalten. Willie Hughes wurde ein Mitglied von Lord Pembrokes Truppe und vielleicht spielte er im offenen Hofe der Red Bull Tavern die Rolle von König Eduards zartem Liebling. Nach Marlows Tode scheint er zu Shakespeare zurückgekehrt zu sein, der, was immer die andern Mitglieder der Truppe über die Affäre gesagt haben mögen, nicht zögerte, dem jungen Schauspieler die Eigenwilligkeit und den Verrat zu verzeihen.

Wie vortrefflich hat übrigens Shakespeare das Temperament des Schauspielers gezeichnet! Willie Hughes war einer von denen, „die nicht das tun, was sie zeigen und andere rührend selbst unberührt bleiben wie Stein."

Er konnte Liebe spielen, aber er konnte sie nicht fühlen, er konnte Leidenschaft darstellen, ohne sie zu empfinden.

„Bei vielen liest man gleich, was sich begeben
In Launen, Runzeln, finstrem Angesicht."

Aber mit Willie Hughes stand es nicht so.

„Dich aber," ſagt Shakeſpeare in einem Sonett voll wilder Anbetung,

„Dich aber hat der Himmel ſo geſchaffen,
Daß ſüße Liebe ſtets dein Aug' erfüllt,
Und welche Abgründ' auch im Herzen klaffen,
Dein Blick nur Süßigkeit von dort enthüllt."

In dem „unbeſtändigen Geiſte", in dem „falſchen Herzen" war es leicht, die Unaufrichtigkeit und den Verrat zu erkennen, die gewiſſermaßen unzertrennlich ſind von der künſtleriſchen Natur, ebenſo wie die Sehnſucht nach unmittelbarer Anerkennung, die alle Schauſpieler kennzeichnet. Und doch war Willie Hughes darin glücklicher als andere Schauſpieler, denn er ſollte einen Hauch der Unſterblichkeit verſpüren. Untrennbar verknüpft mit Shakeſpeares Stücken war es ihm beſtimmt in ihnen zu leben.

„Dein Name wird fortan unſterblich leben;
Ich, einmal tot, ſterb' ab für alle Zeit;
Mir wird die Erd' ein Grab wie andern geben;
Dir iſt der Nachwelt Aug' als Gruft geweiht.
Mein feines Lied wird dann dein Grabmal ſein,
Und unerſchaffne Augen werden's leſen:
Ruhm, der erſt ſein wird, preiſt dereinſt dein Sein,
Wann alle Atmer dieſer Zeit verweſen."

Dann gab es auch endloſe Anſpielungen auf Willie Hughes' Macht über die Zuhörer, die Gaffer, wie Shakeſpeare ſie nennt. Aber vielleicht die vollkommenſte Schilderung ſeiner wunderbaren Beherrſchung der dramatiſchen

Kunſt ſteht in der „Klage der Liebenden“, wo Shakeſpeare von ihm ſagt:

Er iſt ein Inbegriff von ſeinen Stoffen,
Die ſich in jede Form beliebig fügen;
Bald wild und kühn, bald blaß und wie betroffen,
Bald ſchlau verſteckt, bald ungeſtüm und offen,
Verſteht er's ſtets aufs beſte, zu betrügen,
Ihm ſtehen Schamrot, Ohnmacht, bleicher Schreck
Sogleich zu Dienſten, je nach ſeinem Zweck.

Auf ſeiner Zunge wachten oder ſchliefen
Die Gründe zur Entſcheidung ſchwerer Fragen,
Sein Blick durchmaß im Nu des Denkens Tiefen,
Er wußte raſch das rechte Wort zu ſagen;
Der Hörer weinte, lachte vor Behagen,
Wie's ihm gefiel, denn ſeines Geiſtes Kraft
Beherrſchte ſpielend jene Leidenſchaft.*)

Einmal glaubte ich auch, daß ich faktiſch Willie Hughes in der Literatur der Eliſabethiniſchen Zeit gefunden hätte. In einer wundervollen plaſtiſchen Schilderung der letzten Tage des großen Grafen Eſſex, erzählt uns ſein Kaplan Thomas Knell, daß der Graf in der Nacht, bevor er ſtarb, „William Hews“ rufen ließ, ſeinen Muſiker, damit er Spinett ſpiele und ſinge. ‚Spiele‘, ſagte er, ‚mein Lied, Will Hews, und ich ſelbſt will es ſingen.‘ Das tat er denn auch mit großer Freudigkeit, „nicht wie ein klagender Schwan, der niederwärts blickend ſein Ende erwartet, ſondern wie eine ſüße Lerche,

*) Überſetzung von Wilhelm Jordan.

die ihre Flügel hebt und die Augen aufſchlägt zu Gott, und ſo ſtieg er empor zum kriſtallnen Himmel und erreichte mit nimmermüdem Geſang die blaue Höhe.“ Gewiß war der Knabe, der vor dem ſterbenden Vater von Sidneys Stella Spinett ſpielte, kein anderer als Willie Hughes, dem Shakeſpeare die Sonette widmete und der, wie er ſelbſt ſagt, „Muſik dem Ohre war.“ Aber Lord Eſſex ſtarb 1576, als Shakeſpeare erſt 12 Jahre alt war. Sein Muſiker konnte unmöglich mit dem W. H. der Sonette identiſch ſein. Vielleicht war Shakeſpeares junger Freund der Sohn des Spinettſpielers. Es war immerhin etwas, entdeckt zu haben, daß William Hews ein Eliſabethiniſcher Name war. In der Tat ſchien der Name Hews mit Muſik und Bühne eng verknüpft zu ſein. Die erſte engliſche Schauſpielerin war die reizende Margaret Hews, die Prinz Rupert ſo toll liebte. Was iſt wahrſcheinlicher, als daß zwiſchen ihr und Lord Eſſex' Muſiker der Schauſpielerknabe der Shakeſpeare-Stücke ſtand? Aber wo waren die Beweiſe, die Verbindungsglieder? Ich konnte ſie leider nicht finden. Es ſchien mir, als ſtünde ich immer an der Schwelle der vollkommenen Aufklärung, aber ich konnte ſie doch nicht erringen.

Meine Gedanken gingen bald von Willie Hughes' Lebensgang zu ſeinem Tode. Ich grübelte

oft darüber, wie wohl sein Ende gewesen sein könnte.

Vielleicht war er einer jener englischen Komödianten, die 1604 übers Meer nach Deutschland gingen und vor dem großen Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, der selbst ein Dramatiker von nicht geringem Range war, und am Hofe jenes seltsamen Kurfürsten von Brandenburg spielten, der so für Schönheit schwärmte, daß er von einem reisenden griechischen Kaufmann dessen Sohn um sein Gewicht in Bernstein gekauft und zu Ehren seines Sklaven Feste gegeben haben soll, das ganze schreckliche Jahr 1606/07 hindurch, als das Volk vor Hunger auf den Straßen dahinstarb und sieben Monate lang kein Regen fiel. Wir wissen genau, daß Romeo und Julia 1613 in Dresden herauskam, gleichzeitig mit Hamlet und König Lear, und gewiß ward niemand anderem als Willie Hughes im Jahre 1615 die Totenmaske von Shakespeare durch einen Herrn aus dem Gefolge des englischen Botschafters gebracht, ein bleiches Abschiedszeichen des großen Dichters, der ihn so heiß geliebt hat. Es wäre in der Tat etwas besonders Bestrickendes in dem Gedanken gelegen, daß der Schauspielerknabe, dessen Schönheit ein so starkes Lebenselement in dem Realismus und der Romantik von Shakespeares Kunst gewesen, der erste gewesen sei, der den Samen der neuen Kultur nach Deutschland

brachte und ſo in ſeiner Weiſe der Vorläufer jener Aufklärung oder Illumination des 18. Jahrhunderts war, jener glänzenden Bewegung, die, obzwar durch Leſſing und Herder begonnen und zur höchſten und vollkommenen Höhe durch Goethe gebracht, in nicht geringem Maße durch einen anderen Schauſpieler, nämlich Friedrich Schröder, gefördert wurde, der das Volksbewußtſein erweckte und durch die Mittel geſpielter Leidenſchaften und ſzeniſcher Darſtellungen die intime und lebendige Verbindung zwiſchen Literatur und Leben aufzeigte. War dem ſo — und gewiß ſprach kein Beweis dagegen, ſo war es nicht unwahrſcheinlich, daß Willie Hughes einer jener engliſchen Komödianten war (mimae quidam ex Britannia, wie die alte Chronik ſie nennt), die in Nürnberg bei einem plötzlichen Volksaufſtand erſchlagen und dann heimlich in einem kleinen Weingarten außerhalb der Stadt von einigen jungen Leuten begraben wurden, „die Vergnügen gefunden an ihren Darbietungen und von denen einige Unterricht in den Geheimniſſen der neuen Kunſt geſucht hatten.“ Gewiß konnte für ihn, von dem Shakeſpeare geſagt hatte, „du biſt meine ganze Kunſt,“ kein paſſenderer Begräbnisort gefunden werden, als dieſer kleine Weingarten vor den Stadtmauern. Entſprang nicht die Tragödie den Leiden des Dionyſos? Klang nicht das helle Gelächter der Komödie mit ſeiner ſorgloſen

Fröhlichkeit und ſeinen ſchlagfertigen Antworten von den Lippen des ſizilianiſchen Winzers, gaben nicht die purpurnen und roten Flecken des ſchäumenden Weines auf Geſicht und Gliedern die erſte Anregung, wie reizvoll und zaubervoll Verkleidung ſei? Zeigte ſich nicht alſo der Wunſch, ſein Selbſt zu verbergen, der Sinn für den Wert der Objektivität, in den rohen Anfängen der Kunſt? Wo immer aber er auch begraben lag, ob in dem kleinen Weingarten vor dem Tore einer gotiſchen Stadt oder in irgendeinem dunklen Londoner Kirchhof, mitten im Lärm und Treiben unſerer großen Stadt, kein ſchimmerndes Denkmal bezeichnet die Stätte ſeines Friedens. Sein wahres Grab, wie Shakeſpeare es ſah, war der Vers des Dichters, ſein wahres Denkmal die Unſterblichkeit des Dramas. So war es mit andern geweſen, deren Schönheit ihrer Zeit ſchöpferiſche Impulſe gab. Der elfenbeinerne Körper des bythiniſchen Sklaven modert im grünen Schlamme des Nils. Und auf den gelben Hügeln des Cerameicus ward die Aſche des jungen Atheners ausgeſtreut. Aber Antinous lebt in der Kunſt und Charmides in der Philoſophie.

III.

Als drei Wochen verſtrichen waren, entſchloß ich mich Erſkine energiſch zu mahnen,

damit er die Erinnerung Cyril Grahams Gerechtigkeit widerfahren laſſe und der Welt ſeine wunderbare Deutung der Sonette vorlege, die einzige Deutung, die das Problem vollſtändig löſe. Ich habe leider keine Abſchrift meines Briefes mehr, noch bin ich imſtande, des Originals habhaft zu werden; aber ich erinnere mich, daß ich die ganze Sache durchging und Bogen über Bogen mit der leidenſchaftlichen Wiederholung aller Argumente und Beweiſe füllte, die meine Nachforſchungen mir eingegeben hatten. Es ſchien mir, als ob ich nicht nur Cyril Graham den ihm gebührenden Platz in der Literaturgeſchichte anweiſe, ſondern als ob ich auch die Ehre Shakeſpeares von der langweiligen Erinnerung an eine platte Intrige reinige. Ich legte meine ganze Begeiſterung in den Brief. Ich legte meinen ganzen Glauben in den Brief.

Aber kaum hatte ich ihn tatſächlich abgeſchickt, als eine merkwürdige Reaktion mich überkam. Es war mir, als hätte ich meine Fähigkeit, an der Theorie Willie Hughes' zu glauben, fortgegeben, als wäre etwas von mir fortgegangen und als wäre ich nun ganz unbeteiligt an der ganzen Geſchichte. Was war denn geſchehen? Es iſt ſchwer zu ſagen. Vielleicht hatte ich eine Leidenſchaft erſchöpft, indem ich den vollſtändigen Ausdruck für die Leidenſchaft fand. Gefühlskräfte haben wie Kräfte des phy-

ſiſchen Lebens ihre beſtimmten Grenzen. Vielleicht bedingt die bloße Anſtrengung, einen anderen zu einer Theorie zu bekehren, in irgendeiner Form den Verzicht auf die Kraft des Glaubens. Vielleicht war ich bloß der ganzen Sache müde und mein Verſtand war wieder fähig leidenſchaftslos zu urteilen, nachdem die Begeiſterung ausgebrannt war. Sei dem wie immer, es kam dazu und ich kann es nicht erklären, daß Willie Hughes plötzlich für mich ein bloßer Mythos wurde, ein müßiger Traum, die kindiſche Phantaſie eines jungen Mannes, dem es wie den meiſten Feuergeiſtern mehr darum zu tun war, andere zu überzeugen als ſelbſt überzeugt zu werden.

Da ich Erſkine in meinem Briefe einige ungerechte und harte Dinge geſagt hatte, ſo entſchloß ich mich ihn ſofort zu beſuchen und mich bei ihm wegen meines Benehmens zu entſchuldigen. Ich fuhr alſo am nächſten Morgen nach Beardcage Walk und fand Erſkine in ſeiner Bibliothek, das falſche Bild Willie Hughes' vor ſich.

„Mein lieber Erſkine", rief ich, „ich komme mich bei Ihnen zu entſchuldigen."

„Sich zu entſchuldigen?" ſagte er. „Wofür?"

„Wegen meines Briefes", antwortete ich.

„In Ihrem Briefe ſteht nichts, was ungeſagt ſein ſollte", ſagte er. „Im Gegenteil,

Sie haben mir den größten Dienſt erwieſen, der in Ihrer Macht lag. Sie haben mir gezeigt, daß Cyril Grahams Theorie vollkommen richtig iſt."

„Sie wollen doch damit nicht etwa ſagen, daß Sie an Willie Hughes glauben?" rief ich aus.

„Warum nicht?" entgegnete er. „Sie haben mir die Sache bewieſen. Glauben Sie, ich kann den Wert von Beweiſen nicht ſchätzen?"

„Aber es gibt ja überhaupt keinen Beweis!" ſtöhnte ich und ſank in einen Seſſel. „Als ich Ihnen ſchrieb, ſtand ich unter dem Einfluß einer ganz törichten Begeiſterung. Die Geſchichte von Cyril Grahams Tod hatte mich gerührt, ſeine romantiſche Theorie hatte mich faſziniert, das Wunderbare und Eigenartige der ganzen Idee hatte mich eingeſponnen. Jetzt ſehe ich, daß die ganze Theorie auf einer Täuſchung aufgebaut iſt. Der ganze Beweis für das Daſein von Willie Hughes iſt das Bild vor Ihnen und dieſes Bild iſt eine Fälſchung. Laſſen Sie ſich doch nicht durch ein bloßes Gefühl in die Sache hineinreiten. Wie immer auch der Roman der Willie Hughes-Theorie lauten mag, der Verſtand hat damit nichts zu ſchaffen."

„Ich verſtehe Sie nicht", ſagte Erſkine und ſchaute mich ganz verblüfft an. „Sie haben mich durch Ihren Brief überzeugt, daß Willie Hughes tatſächlich gelebt hat. Warum haben Sie

Ihre Anſicht geändert? Oder war alles, was Sie mir geſagt haben, nur ein Scherz?“

„Ich kann es Ihnen nicht erklären“, ſagte ich. „Aber ich ſehe jetzt ein, daß zugunſten von Cyril Grahams Theorie gar nichts vorgebracht werden kann. Die Sonette ſind an Lord Pembroke gerichtet. Verlieren Sie um Gottes willen Ihre Zeit nicht mit dem törichten Verſuch, einen jungen Schauſpieler aus der Eliſabethiniſchen Zeit zu entdecken, der niemals gelebt hat, und aus dem Phantom einer Puppe den Mittelpunkt der Shakeſpeareſchen Sonette zu machen.“

„Ich ſehe, daß Sie die Theorie nicht verſtehen!“ antwortete er.

„Mein lieber Erſkine,“ rief ich, „ich ſollte ſie nicht verſtehen? Mir iſt, als wäre ſie aus meinem Kopf hervorgegangen. Gewiß hat Ihnen mein Brief gezeigt, daß ich nicht bloß die ganze Sache durchgeſehen habe, ſondern daß ich Beweiſe jeder Art beibrachte. Die einzige Lücke in der Hypotheſe iſt der Umſtand, daß ſie die Exiſtenz einer Perſon vorausſetzt, deren Exiſtenz eben der Gegenſtand des Streites iſt. Wenn wir zugeben, daß es in Shakeſpeares Truppe einen jungen Schauſpieler namens Willie Hughes gab, ſo iſt es nicht ſchwer, ihn zum Mittelpunkt der Sonette zu machen. Da wir aber wiſſen, daß es keinen Schauſpieler dieſes Namens am Globe-Theater gab, ſo iſt es müßig, die Sache weiter zu verfolgen.“

„Aber das iſt ja gerade, was wir nicht wiſſen“, ſagte Erſkine. „Es iſt vollkommen richtig, daß ſein Name in der Liſte der erſten Folioausgabe nicht vorkommt. Aber wie Cyril ausführte, iſt es eher ein Beweis für die Exiſtenz von Willie Hughes als gegen ſie, wenn wir uns erinnern, wie verräteriſch er Shakeſpeare wegen eines dramatiſchen Nebenbuhlers verlaſſen hat.“

Wir debattierten ſtundenlang, aber nichts, was ich ſagte, konnte Erſkines Glauben an Cyril Grahams Hypotheſe erſchüttern. Er ſagte mir, daß er die Abſicht habe, ſein Leben dem Beweis der Theorie zu widmen, daß er entſchloſſen ſei, der Erinnerung Cyril Grahams Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Ich beſchwor ihn, lachte ihn aus, ich bat, ich flehte, alles umſonſt. Endlich ſchieden wir, nicht gerade im Böſen, aber ſicherlich mit dem Schatten einer Verſtimmung zwiſchen uns. Er hielt mich für einfältig, ich ihn für töricht. Als ich ihn wieder beſuchte, ſagte mir ſein Diener, er ſei nach Deutſchland gereiſt.

Zwei Jahre ſpäter übergab mir der Portier in meinem Klub einen Brief mit einer ausländiſchen Poſtmarke. Er war von Erſkine und war im Hotel d'Angleterre in Cannes geſchrieben. Als ich ihn geleſen hatte, war ich ſtarr vor Schrecken, wenn ich auch nicht glaubte, daß er toll genug ſein könnte, ſein Vorhaben auszu-

führen. Der Brief beſagte, daß er auf jede Weiſe verſucht habe, die Theorie Willie Hughes zu beweiſen und daß ihm dies mißglückt ſei. Und da Cyril Graham ſein Leben für die Theorie geopfert habe, er auch entſchloſſen ſei, ſein eigenes Leben für dieſelbe Sache hinzugeben. Die letzten Worte des Briefes lauteten folgendermaßen: „Ich glaube immer noch an Willie Hughes. Wenn Sie dieſen Brief erhalten, werde ich durch eigene Hand für die Sache Willie Hughes geſtorben ſein: für ſeine Sache und für die Sache von Cyril Graham, den ich durch meinen leichtſinnigen Zweifel und meinen törichten Mangel an Glauben in den Tod getrieben habe. Die Wahrheit war Ihnen einſt offenbar und Sie haben ſie verworfen. Sie ſteht nun wieder vor Ihnen, befleckt mit dem Blut von zwei Menſchen — wenden Sie ſich nicht von ihr ab.“

Es war ein ſchrecklicher Augenblick. Mich lähmte das Grauen und doch konnte ich es nicht glauben. Der ſchlimmſte Gebrauch, den ein Menſch von ſeinem Leben machen kann, iſt, es für einen theologiſchen Glauben zu opfern. Aber zu ſterben für einen literariſchen Glauben? Es ſchien mir unmöglich.

Ich blickte auf das Datum. Der Brief war eine Woche alt. Ein unglückſeliger Zufall hatte mich verhindert, einige Tage in den Klub zu gehen, ſonſt hätte ich den Brief noch rechtzeitig erhalten, um Erſkine retten zu können.

Vielleicht war es noch nicht zu ſpät. Ich eilte nach Hauſe, packte meine Sachen und fuhr mit dem Nachtzug von Charing Croß ab. Die Reiſe war unerträglich. Ich glaubte, ſie würde gar kein Ende nehmen.

Kaum war ich angekommen, fuhr ich in das Hotel d'Angleterre. Man ſagte mir, daß Erſkine zwei Tage vorher auf dem engliſchen Friedhof begraben worden ſei. Es lag etwas furchtbar Groteskes über der ganzen Tragödie. Ich ſagte eine Menge unzuſammenhängender Dinge und die Leute in der Halle blickten mich neugierig an.

Plötzlich ging Lady Erſkine in tiefer Trauer durch das Veſtibül. Als ſie mich ſah, kam ſie auf mich zu, murmelte etwas über ihren armen Sohn und brach in Tränen aus. Ich führte ſie auf ihr Zimmer. Ein älterer Herr erwartete ſie dort. Es war der engliſche Arzt. Wir ſprachen eine Menge über Erſkine, aber ich ſagte nichts über die Motive, die ihn zum Selbſtmord getrieben hatten. Es war klar, daß er ſeiner Mutter nicht geſagt, was ihn zu einer ſo furchtbaren und tollen Tat treibe. Endlich ſtand Lady Erſkine auf und ſagte: „George hat Ihnen etwas zur Erinnerung hinterlaſſen. Etwas, was er ſehr hoch ſchätzte. Ich hole es Ihnen.“

Kaum hatte ſie das Zimmer verlaſſen, wandte ich mich zum Arzt und ſagte: „Welch ein furchtbarer Schlag muß das für Lady Erſkine ge-

weſen ſein. Ich wundere mich, daß ſie es ſo trägt, wie ſie es trägt."

„O, ſie wußte ſeit Monaten, was kommen mußte", antwortete er.

„Sie wußte es ſeit Monaten?" rief ich aus. „Aber warum hinderte ſie ihn nicht? Warum ließ ſie ihn aus dem Auge? Er muß ja wahnſinnig geweſen ſein!"

Der Arzt ſtarrte mich an. „Ich weiß nicht, was Sie meinen", ſagte er.

„Wie," rief ich aus, „wenn eine Mutter weiß, daß ihr Sohn im Begriffe iſt, einen Selbſtmord zu begehen —"

„Selbſtmord?" antwortete er. „Der arme Erſkine hat keinen Selbſtmord begangen. Er ſtarb an Auszehrung. Er kam her, um zu ſterben. Gleich wie ich ihn ſah, wußte ich, daß es keine Hoffnung gebe. Eine Lunge war faſt ganz aufgezehrt und die andere war ſehr ſtark angegriffen. Drei Tage vor ſeinem Tode frug er mich, ob ich noch Hoffnung hätte. Ich ſagte ihm aufrichtig, wie die Sache ſtünde und daß er nur einige Tage zu leben habe. Er ſchrieb einige Briefe, war ganz gefaßt und blieb bei Bewußtſein bis zum Ende."

In dieſem Augenblicke trat Lady Erſkine ins Zimmer, mit dem unglückſeligen Bilde von Willie Hughes in der Hand. „Als Georg im Sterben lag, bat er mich, Ihnen dies zu geben",

ſagte ſie. Als ich das Bild entgegennahm, fiel ihre Träne auf meine Hand.

Das Bild hängt jetzt in meiner Bücherei und meine künſtleriſchen Freunde bewundern es ſehr. Sie ſind übereingekommen, daß es kein Clouet iſt, aber ein Luvry. Ich habe ihnen die wahre Geſchichte des Bildes nie erzählt. Aber manchmal, wenn ich es betrachte, glaube ich doch, daß noch manches zu ſagen wäre über die Theorie, die Willie Hughes mit Shakeſpeares Sonetten verbindet.

Lord Artur Saviles Verbrechen.

Eine Studie über die Pflicht.

I.

Es war Lady Windermeres letzter Empfang vor Oſtern und Bentinck Houſe war noch voller als gewöhnlich. Sechs Miniſter des Kabinetts waren direkt vom Morgenempfang des Präſidenten gekommen mit allen ihren Sternen und Ordensbändern, all die anmutigen Damen trugen ihre ſchönſten Toiletten und am Ende der Gemäldegalerie ſtand die Prinzeſſin Sophia von Karlsruhe, eine ſchwere Dame mit einem Tartarenkopf, mit kleinen ſchwarzen Augen und wundervollen Smaragden, die ſehr laut ein ſchlechtes Franzöſiſch ſprach und unmäßig über alles lachte, was man zu ihr ſagte. Es war gewiß ein wundervolles Gemiſch von Menſchen. Pairsfrauen in all ihrer Pracht plauderten liebenswürdig mit heftigen Radikalen, volkstümliche Prediger ſtreiften mit ihren Ellbogen die Ellbogen hervorragender Skeptiker, ein ganzes Rudel von Biſchöfen folgte Schritt für Schritt einer dicken Primadonna von Zimmer zu Zimmer, auf der Treppe ſtanden einige Mitglieder der königlichen Akademie als Künſtler verkleidet und es hieß, daß in einem gewiſſen Augenblick der

Speiſeſaal mit Genies geradezu vollgepfropft geweſen ſei. Alles in allem war es einer von Lady Windermeres ſchönſten Abenden und die Prinzeſſin blieb bis faſt 1/2 12 Uhr. Kaum war ſie fort, kehrte Lady Windermere in die Gemäldegalerie zurück, wo eben ein berühmter Nationalökonom einem unwillig zuhörenden ungariſchen Virtuoſen einen feierlichen Vortrag über die wiſſenſchaftliche Theorie der Muſik hielt, und begann mit der Herzogin von Paisley zu plaudern. Sie ſah wundervoll aus mit ihrer prachtvollen elfenbeinweißen Büſte, mit ihren großen Vergißmeinnichtaugen und den ſchweren Flechten ihres goldenen Haares. Dieſes Haar war wirklich reines Gold, nicht die blaſſe Strohfarbe, die ſich heute des Goldes edlen Namen anmaßt, nein, es war Gold, wie es gewebt in Sonnenſtrahlen iſt, wie es im ſeltſamen Bernſtein ruht. Und dieſes Haar gab ihrem Geſicht gleichſam den Rahmen einer Heiligen, der aber ein bißchen vom berückenden Zauber der Sünderin nicht fehlte. Sie war ein intereſſantes pſychologiſches Studienobjekt. Sie hatte ſehr früh die große Wahrheit entdeckt, daß nichts ſo ſehr der Unſchuld gleicht, wie eine Unbeſonnenheit. Und durch eine Reihe von leichtſinnigen Streichen, von denen die Hälfte ganz harmlos war, hatte ſie ſich alle Vorrechte einer Perſönlichkeit erworben. Sie hatte mehr als einmal ihren Gatten gewechſelt. Debrett meint ſogar, ſie hätte

dreimal geheiratet. Aber da sie niemals ihren Liebhaber wechselte, hatte die Welt längst aufgehört, über sie zu klatschen. Sie war nun vierzig Jahre alt, besaß keine Kinder und hatte jene unmäßige Freude am Vergnügen, die das geheimnisvolle Mittel ist, jung zu bleiben.

Plötzlich sah sie sich eifrig im Zimmer um und sagte mit ihrer klaren Altstimme: „Wo ist mein Chiromantist?“

„Ihr was, Gladys?“ rief die Herzogin einigermaßen verblüfft.

„Mein Chiromantist, Herzogin. Ich kann jetzt ohne ihn nicht leben.“

„Liebe Gladys, Sie sind immer so originell“, murmelte die Herzogin und versuchte sich zu erinnern, was ein Chiromantist eigentlich sei, wobei sie hoffte, es sei nicht dasselbe wie Chiropodist.

„Er kommt zweimal in der Woche, um meine Hand anzuschauen“, fuhr Lady Windermere fort, „und er interessiert sich sehr dafür.“

„Großer Gott,“ sagte die Herzogin zu sich selbst, „es ist ja doch eine Art Chiropodist, wie schrecklich! Hoffentlich ist es ein Fremder. Dann wäre es nicht ganz so schlimm.“

„Ich muß ihn Ihnen vorstellen.“

„Ihn mir vorstellen?“ rief die Herzogin. „Ist er denn hier?“ Und sie suchte ihren kleinen Schildkrotfächer und einen sehr ramponierten

Spitzenschal, um jeden Augenblick zum Fortgehen bereit zu sein.

„Natürlich ist er hier, ich würde nicht daran denken, ohne ihn eine Soiree zu geben. Er sagt mir, daß ich eine rein psychische Hand habe und daß, wenn mein Daumen nur ein ganz kleines Stückchen kürzer wäre, ich eine vollkommene Pessimistin geworden wäre und heute in einem Kloster säße."

„Ach so", sagte die Herzogin und atmete erleichtert auf. „Er ist ein Wahrsager, nicht wahr? Und prophezeit er Glück?"

„Auch Unglück", antwortete Lady Windermere, „soviel Sie wollen. Nächstes Jahr zum Beispiel bin ich in großer Gefahr sowohl zu Wasser als zu Lande. Ich habe also die Absicht, in einem Ballon zu leben, und werde jeden Abend mein Essen in einem Korb heraufziehen. Das steht alles auf meinem kleinen Finger geschrieben oder in meiner Handfläche, ich weiß nicht mehr recht."

„Aber das heißt doch die Vorsehung versuchen, Gladys."

„Meine liebe Herzogin, die Vorsehung kann heutzutage sicher der Versuchung widerstehen. Ich glaube, daß jeder Mensch einmal im Monat in seiner Hand lesen lassen müßte, um zu wissen, was er nicht tun darf. Natürlich tut man es doch, aber es ist so hübsch, wenn man gewarnt ist. Und wenn jetzt nicht gleich jemand Herrn

Podgers holt, so werde ich ihn wohl selbst holen müssen."

„Gestatten Sie, daß ich ihn hole", sagte ein schlanker, hübscher junger Mann, der daneben stand und dem Gespräch mit heiterem Lächeln zuhörte.

„Ich danke Ihnen vielmals, Lord Artur, aber ich fürchte, Sie werden ihn nicht erkennen."

„Wenn er ein so wunderbarer Mensch ist, wie Sie sagen, Lady Windermere, so kann ich ihn wohl kaum verfehlen. Sagen Sie mir nur, wie er ausschaut, und ich schaffe ihn sofort zur Stelle."

„Er sieht nicht im geringsten aus wie ein Chiromantist. Das heißt, er sieht weder mystisch noch esoterisch noch romantisch aus. Er ist ein kleiner untersetzter Mann mit einem komischen kahlen Kopf und großen goldenen Brillen. So ein Mittelding zwischen einem Hausarzt und einem Landadvokaten. Das tut mir sehr leid, aber es ist nicht meine Schuld. Die Leute sind immer so langweilig. Alle meine Pianisten sehen aus wie Dichter und alle meine Dichter sehen aus wie Pianisten. Ich erinnere mich, daß ich in der vorigen Saison einen schrecklichen Verschwörer zu Tisch einlud, der eine Unzahl Menschen in die Luft gesprengt hatte und immer ein Panzerhemd trug und einen Dolch in seinem Hemdärmel verbarg. Und denken Sie sich, als er ankam, sah er just aus wie ein

hübſcher alter Geiſtlicher und den ganzen Abend machte er Witze. Er war ſehr unterhaltend, aber ich war ſchrecklich enttäuſcht. Und als ich ihm wegen des Panzerhemdes zur Rede ſtellte, lachte er bloß und ſagte, es ſei zu kalt, um in England getragen werden zu können. Ah, hier iſt Herr Podgers. Herr Podgers, ich brauche Sie. Sie müſſen die Hand der Herzogin leſen. Herzogin, nehmen Sie den Handſchuh ab. Nicht den linken, den rechten."

„Liebe Gladys, ich weiß wirklich nicht, ob ich ſoll", ſagte die Herzogin und knöpfelte einen nicht ganz tadelloſen reinen Glacéhandſchuh auf.

„Das fragt man ſich bei allen intereſſanten Dingen", ſagte Lady Windermere. „On a fait le monde ainsi. Aber ich muß Sie vorſtellen. Herzogin, das iſt Herr Podgers, mein lieber Chiromantiker. Herr Podgers, das iſt die Herzogin von Paisley, und wenn Sie ſagen, daß ihr Mondberg größer iſt, als der meine, dann glaube ich Ihnen nie wieder."

„Ich bin ſicher, Gladys, daß es in meiner Hand ſolche Dinge nicht gibt", ſagte die Herzogin ernſthaft.

„Euer Gnaden haben ganz recht", ſagte Herr Podgers und blickte auf die kleine fette Hand mit den kurzen dicken Fingern. „Der Mondberg iſt nicht entwickelt. Aber die Lebenslinie iſt ausgezeichnet. Bitte, beugen Sie ein wenig das Gelenk. Danke. Drei deutliche Linien

auf der Rascette. Sie werden ein hohes Alter erreichen, Herzogin, und werden außerordentlich glücklich sein. Ehrgeiz — sehr mäßig, Intelligenzlinie nicht übertrieben. Herzlinie —"

„Bitte, bitte, seien Sie vorsichtig, Herr Podgers!" rief Lady Windermere.

„Nichts wäre mir erwünschter," sagte Herr Podgers und verbeugte sich, „wenn die Herzogin jemals Anlaß gehabt hätte, es zu sein. Aber ich muß leider sagen, daß ich nichts anderes sehe als eine große Beständigkeit des Herzens, verbunden mit einem strengen Pflichtgefühl."

„Bitte, fahren Sie nur fort", sagte die Herzogin und sah sehr vergnügt drein.

„Sparsamkeit ist nicht die letzte von Euer Gnaden Tugenden", fuhr Herr Podgers fort und Lady Windermere brach in lautes Lachen aus.

„Sparsamkeit hat sein Gutes", bemerkte die Herzogin gnädig. „Als ich Paisley heiratete, hatte er elf Schlösser und nicht ein einziges Haus, um darin zu wohnen."

„Und nun hat er zwölf Häuser und nicht ein einziges Schloß!" rief Lady Windermere.

„Ach, meine Teure, ich liebe —"

„Den Komfort", sagte Herr Podgers, „und die modernen Einrichtungen und Leitung für heißes Wasser in jedem Schlafzimmer. Euer Gnaden haben ganz recht. Komfort ist die einzige Sache von Wert, die unsere Kultur uns zu geben vermag."

„Sie haben den Charakter der Herzogin außerordentlich getroffen, Herr Podgers, jetzt müssen Sie uns aber auch den Charakter Lady Floras enthüllen.“ Und auf ein Kopfnicken der lächelnden Hausfrau kam ein hochgewachsenes Mädchen mit sandfarbenem Haar und hohen Schultern verlegen hinter dem Sofa hervor und hielt eine lange knochige Hand mit spatelförmigen Fingern ausgestreckt.

„Ah, eine Klavierspielerin, wie ich sehe“, sagte Herr Podgers. „Eine ausgezeichnete Pianistin, aber vielleicht nicht sehr musikalisch. Sehr zurückhaltend, sehr ehrlich. Sie lieben Tiere sehr.“

„Das ist wahr!“ rief die Herzogin und wandte sich zu Lady Windermere. „Das ist vollkommen wahr. Flora hält in Macloskie zwei Dutzens Collies und möchte sofort unser Stadthaus in eine Menagerie verwandeln, wenn der Vater es erlauben würde.“

„Ich tue ja nichts anderes an jedem meiner Donnerstag-Abende!“ rief Lady Windermere lachend. „Nur liebe ich Löwen mehr als Collies.“

„Das ist Ihr einziger Fehler, Lady Windermere“, sagte Herr Podgers und verbeugte sich sehr tief.

„Wenn ein Weib seine Fehler nicht mit Reiz umkleiden kann, so ist es bloß ein Weibchen“, war die Antwort. „Aber Sie müssen uns zuliebe noch einige Hände lesen. Bitte, Herr Thomas, zeigen Sie noch Ihre Hand dem Herrn

Podgers.“ Und ein luſtig dreinſchauender alter Herr mit einer weißen Weſte kam heran und hielt eine dicke, rauhe Hand vor, deren Mittelfinger ſehr lang war.

„Eine Abenteurernatur. Sie haben vier lange Reiſen hinter ſich und eine vor ſich. Sie haben dreimal Schiffbruch gelitten. Nein, nur zweimal. Aber die Gefahr eines Schiffbruches droht Ihrer nächſten Reiſe. Streng konſervativ, ſehr pünktlich. Sie ſammeln mit Leidenſchaft Kurioſitäten. Eine ſchwere Krankheit zwiſchen dem 16. und 18. Jahr. Große Erbſchaft in den dreißiger Jahren. Große Abneigung gegen Katzen und Radikale.“

„Außerordentlich!“ rief Sir Thomas aus. „Sie müſſen unbedingt auch die Hand meiner Frau leſen.“

„Ihrer zweiten Frau“, ſagte Herr Podgers ruhig, und hielt des Herrn Thomas Hand noch in der ſeinen feſt. „Ihrer zweiten Frau. Es wird mir ein Vergnügen ſein.“ Aber Lady Marvel, eine melancholiſch ausſehende Dame mit braunem Haar und ſentimentalen Augenbrauen, lehnte entſchieden ab, daß man ihre Vergangenheit oder Zukunft enthülle. Und nichts, was auch Lady Windermere verſuchte, konnte Monſieur de Koloff, den ruſſiſchen Geſandten, dazu bewegen, nur ſeinen Handſchuh auszuziehen. Ja eine Menge Leute ſchien eine gewiſſe Furcht zu haben, dem ſeltſamen kleinen Mann mit dem

ſtereotypen Lächeln, den goldenen Brillen und den kleinen glänzenden Augen gegenüberzutreten; und als er der armen Lady Fermor klipp und klar vor allen Leuten erklärte, daß ſie gar keinen Sinn für Muſik, aber ſehr viel Intereſſe für Muſiker habe, fühlte man allgemein, daß Chiromantik eine ſehr gefährliche Wiſſenſchaft ſei, und noch dazu eine, die man nur im Tete-a-tete pflegen dürfe.

Lord Artur Savile aber, der von Lady Fermors unglückſeliger Geſchichte nichts wußte und Herrn Podgers mit großem Intereſſe beobachtet hatte, war nun furchtbar neugierig, ſeine eigene Hand enträtſelt zu ſehen, und da er ſich einigermaßen ſcheute, in den Vordergrund zu treten, ſo ging er durch das Zimmer hinüber bis zu Lady Windermeres Sitz und frug ſie mit einem reizenden Erröten, ob ſie wohl glaube, daß Herr Podgers ihm den Gefallen täte.

„Gewiß, gewiß," ſagte Lady Windermere, „deswegen iſt er ja hier. Alle meine Löwen, lieber Lord Artur, ſind Löwen, die ſich produzieren und durch den Reifen ſpringen, wie ich es ihnen befehle. Aber ich ſage Ihnen im vorhinein, daß ich Sybil alles wiedererzählen werde. Sie kommt morgen zum Frühſtück zu mir — wir haben über Hüte zu reden — und wenn Herr Podgers herausfinden ſollte, daß Sie einen ſchlechten Charakter haben oder eine Anlage zur Gicht, oder daß Sie bereits ein

Weib beſitzen, das irgendwo in Bayswater lebt, ſo werde ich ihr gewiß alles ſagen.“

Lord Artur lächelte und ſchüttelte den Kopf. „Ich fürchte mich nicht,“ ſagte er, „Sybil kennt mich ſo gut wie ich ſie kenne.“

„Ah, es tut mir leid, daß Sie ſo etwas ſagen. Die beſte Grundlage für eine Ehe iſt ein gegenſeitiges Mißverſtehen. Nein, ich bin durchaus nicht zyniſch. Ich habe bloß Erfahrung geſammelt, was übrigens faſt auf dasſelbe hinauskommt. Herr Podgers, Lord Artur Savile iſt furchtbar neugierig zu wiſſen, was in ſeiner Hand ſteht. Aber Sie brauchen ihm nicht zu ſagen, daß er mit einem der ſchönſten Mädchen Londons verlobt iſt, denn das ſtand bereits vor einem Monat in der Morning-Poſt.“

„Liebe Lady Windermere“, rief die Marquiſe von Jedburgh, „laſſen Sie mir Herrn Podgers nur noch einen Augenblick. Er hat mir eben geſagt, daß ich zur Bühne gehen ſollte, und das intereſſiert mich ſchrecklich.“

„Wenn er Ihnen das geſagt hat, Lady Jedburgh, ſo werde ich ihn gewiß ſofort abberufen. Kommen Sie gleich herüber, Podgers, und leſen Sie Lord Arturs Hand.“

„Gut,“ ſagte Lady Jedburgh und machte ein kleines Mäulchen, als ſie vom Sofa aufſtand, „wenn man mir nicht erlauben will, zur Bühne zu gehen, ſo will ich mindeſtens Publikum ſein.“

„Natürlich, wir ſind alle Publikum“, ſagte

Lady Windermere. „Und nun, Herr Podgers, erzählen Sie uns etwas recht Hübsches. Lord Artur ist einer meiner besonderen Lieblinge.“

Als aber Herr Podgers Lord Arturs Hand erblickte, erblaßte er ganz merkwürdig und sagte gar nichts. Ein Schauer schien ihn zu schütteln und seine großen buschigen Augenbrauen zuckten konvulsivisch auf eine ganz seltsame, aufgeregte Art, wie immer, wenn er sich in einer schwierigen Situation befand. Dann traten einige große Schweißtropfen auf seine gelbe Stirn wie ein giftiger Tau und seine dicken Finger wurden kalt und klebrig.

Lord Artur sah natürlich diese merkwürdigen Zeichen der Aufregung und zum erstenmal in seinem Leben fühlte er etwas wie Furcht. Sein erster Gedanke war aus dem Zimmer zu stürzen, aber er bezwang sich. Es war besser das Schlimmste zu erfahren, was immer es auch sei, als in dieser fürchterlichen Ungewißheit zu bleiben.

„Ich warte, Herr Podgers“, sagte er.

„Wir warten alle“, sagte Lady Windermere in ihrer raschen, ungeduldigen Art, aber der Chiromantist gab keine Antwort.

„Ich glaube, Lord Artur soll zur Bühne gehen“, sagte Lady Jedburgh, „und da Sie vorhin so böse waren, will Herr Podgers es nicht sagen.“

Plötzlich ließ Herr Podgers Lord Arturs

rechte Hand fallen und ergriff ſeine linke; er beugte ſich ſo tief herab, um ſie zu unterſuchen, daß die goldene Faſſung ſeiner Brille die Handfläche zu berühren ſchien. Einen Augenblick glich ſein Geſicht einer weißen Maske des Schreckens, aber er gewann raſch wieder ſein ruhiges Blut und ſagte mit einem Blick auf Lady Windermere und mit einem gezwungenen Lächeln: „Es iſt die Hand eines reizenden jungen Mannes.“

„Das ſtimmt“, antwortete Lady Windermere. „Aber wird er auch ein reizender Ehemann ſein? Das möchte ich wiſſen.“

„Das iſt die Beſtimmung aller reizenden jungen Männer“, ſagte Herr Podgers.

„Ich glaube nicht, daß ein Ehemann gar zu reizend ſein ſollte“, murmelte nachdenklich Lady Jedburgh. „Das iſt zu gefährlich.“

„Mein liebes Kind, ſie ſind niemals zu reizend!“ rief Lady Windermere. „Was ich aber wiſſen möchte, ſind Einzelheiten. Einzelheiten ſind nämlich die einzigen Sachen, für die man ſich intereſſieren kann. Was alſo wird mit Lord Artur geſchehen?“

„In den nächſten Monaten wird Lord Artur eine Reiſe machen —“

„Seine Hochzeitsreiſe natürlich.“

„Und eine Verwandte verlieren.“

„Nicht ſeine Schweſter, will ich hoffen“, ſagte Lady Jedburgh voll Mitleid in der Stimme.

„Gewiß nicht seine Schwester“, sagte Herr Podgers mit einer abwehrenden Handbewegung. „Bloß eine entfernte Verwandte.“

„Ich bin schrecklich enttäuscht“, sagte Lady Windermere, „so habe ich morgen Sybil gar nichts zu erzählen. Wer kümmert sich heute um entfernte Verwandte? Die sind schon seit Jahren aus der Mode. Jedenfalls werde ich ihr aber raten, ein schwarzes Seidenkleid bereit zu halten. Es macht sich immer gut in der Kirche. Und nun wollen wir zu Tische gehen. Gewiß ist alles schon aufgegessen worden, aber vielleicht finden wir doch etwas heiße Suppe. François war sonst ein Meister in Suppen, aber er beschäftigt sich jetzt so viel mit Politik, daß gar kein Verlaß auf ihn ist. Ich wünschte, General Boulanger würde endlich Ruhe geben. Sind Sie nicht müde, Herzogin?“

„Nicht im geringsten“, sagte die Herzogin und wackelte zur Türe. „Ich habe mich ausgezeichnet unterhalten und der Chiropodist, ich meine der Chiromantist, ist sehr interessant. Flora, wo kann mein Schildpattfächer sein? O, vielen Dank, Herr Thomas, und mein Spitzenschal, Flora? O, ich danke Ihnen, Herr Thomas, Sie sind sehr liebenswürdig.“ Und die würdige Dame kam endlich die Treppe herab und hatte ihr Riechfläschchen bloß zweimal fallen lassen.

Die ganze Zeit war Lord Arthur Savile beim

Kamin ſtehen geblieben mit dem gleichen Gefühl des Schreckens, mit dem gleichen lähmenden Gefühl des kommenden Unglücks. Er lächelte traurig ſeiner Schweſter zu, als ſie an Lord Plymdales Arm vorüberkam, reizend anzuſchauen mit ihrem roten Brokat und ihren Perlen, und er hörte kaum, als Lady Windermere ihn aufforderte, ihr zu folgen. Er dachte an Sybil Merton und der Gedanke, daß etwas zwiſchen ſie treten könnte, füllte ſeine Augen mit Tränen.

Wer ihn anſah, hätte glauben können, daß Nemeſis das Schild der Pallas geſtohlen hätte, um ihm das Meduſenhaupt zu zeigen. Er ſchien zu Stein gewandelt und ſein Geſicht war marmorn in ſeiner Melancholie. Er hatte das verfeinerte Luxusleben eines jungen Mannes von Rang und Vermögen geführt, ein Leben, wunderbar frei von häßlicher Sorge, herrlich in ſeiner knabenhaften Unbekümmertheit. Und zum erſtenmal in ſeinem Leben kam ihm das furchtbare Geheimnis des Schickſals zum Bewußtſein, der ſchreckliche Sinn des Geſchicks.

Wie toll und ſchrecklich ihm all das erſchien! Konnte irgendein furchtbares Geheimnis der Sünde, irgendein blutrotes Zeichen des Verbrechens in ſeiner Hand geſchrieben ſtehen, in Hieroglyphen, die er ſelbſt nicht leſen konnte, aber die ein anderer zu entziffern vermochte? War es nicht möglich dieſen Dingen zu entgehen? Sind wir nichts anderes, als Schachfiguren,

die eine unsichtbare Macht bewegt, nichts anderes, als Gefäße, die ein Töpfer dreht, wie es ihm beliebt, um sie mit Schmach oder Ehre zu füllen? Sein Verstand empörte sich dagegen, und doch fühlte er, daß irgendeine Tragödie über ihm hing und daß ihm plötzlich beschieden worden war, eine unerträgliche Last zu tragen! Wie glücklich sind doch Schauspieler! Sie haben die Wahl, ob sie in der Tragödie oder Komödie auftreten wollen, ob sie leiden oder lustig sein, Lachen oder Tränen vergießen wollen. Aber im wirklichen Leben ist das so ganz anders. Die meisten Männer und Frauen sind gezwungen Rollen zu spielen, für die sie gar nicht geeignet sind. Unsere Güldensterns spielen uns den Hamlet vor, und unser Hamlet muß scherzen wie Prinz Heinz. Die Welt ist eine Bühne, aber das Stück ist schlecht besetzt.

Plötzlich trat Herr Podgers ins Zimmer. Als er Lord Artur erblickte, fuhr er zusammen und sein grobes, dickes Gesicht wurde ganz grünlichgelb. Die Augen der beiden Männer begegneten sich und einen Augenblick herrschte Schweigen.

„Die Herzogin hat einen ihrer Handschuhe hier vergessen, Lord Artur, und hat mich gebeten ihn ihr zu bringen", sagte endlich Herr Podgers. „Ach, ich sehe ihn auf dem Sofa. Guten Abend."

„Herr Podgers, ich muß darauf beſtehen, daß Sie mir eine Frage, die ich Ihnen ſtellen werde, aufrichtig beantworten.“

„Ein anderesmal, Lord Artur, aber die Herzogin wartet. Ich muß wirklich gehen.“

„Sie werden nicht gehen. Die Herzogin hat keine Eile.“

„Man darf Damen nie warten laſſen, Lord Artur“, ſagte Herr Podgers mit ſeinem matten Lächeln. „Das ſchöne Geſchlecht wird gleich ungeduldig.“

Um Lord Arturs fein gezeichnete Lippen ſpielte eine ſtolze Verachtung. Die arme Herzogin hatte für ihn in dieſem Augenblick nicht die geringſte Bedeutung. Er ging durch das Zimmer auf den Platz zu, wo Herr Podgers ſtand, und hielt ihm ſeine Hand entgegen.

„Sagen Sie mir, was Sie hier geſehen haben“, ſagte er. „Sagen Sie mir die Wahrheit. Ich muß ſie wiſſen. Ich bin kein Kind.“

Die Augen des Herrn Podgers blinzelten hinter den goldenen Brillen und er trat unruhig von einem Fuß auf den andern, indes ſeine Finger nervös mit der blinkenden Uhrkette ſpielten.

„Warum glauben Sie denn, Lord Artur, daß ich mehr in Ihrer Hand geſehen habe als ich Ihnen ſagte!“

„Ich weiß es und beſtehe darauf, daß Sie mir ſagen, was es war. Ich werde natürlich

dieſen Dienſt bezahlen. Ich gebe Ihnen einen Scheck auf hundert Pfund.“

Die grünen Augen blitzten einen Augenblick auf und dann wurden ſie wieder trübe.

„Guineen?“ ſagte Herr Podgers endlich leiſe.

„Gewiß. Ich ſende Ihnen morgen den Scheck. Wie heißt Ihr Klub?“

„Ich bin in keinem Klub. Das heißt, momentan nicht. Meine Adreſſe iſt — aber geſtatten Sie mir Ihnen meine Karte zu geben.“ Und Herr Podgers zog aus ſeiner Weſtentaſche eine goldgeränderte Viſitenkarte und überreichte ſie mit einer tiefen Verbeugung Lord Artur. Auf der Karte ſtand:

Mr. Septimus R. Podgers
Profeſſional-Chiromantiker.
103 a Weſt Moon Street.

„Ich empfange von 10—4“, murmelte Herr Podgers mechaniſch, „Familien haben ermäßigte Preiſe.“

„Schnell, ſchnell“, rief Lord Artur ganz bleich im Geſicht und hielt ihm die Hand entgegen. Herr Podgers blickte ſich unruhig um und dann zog er die ſchwere Portiere vor die Türe. „Ich werde Ihre Zeit einigermaßen in Anſpruch nehmen, Lord Artur, wollen Sie ſich nicht lieber ſetzen?“

„Raſch, raſch!“ rief Lord Artur wieder und ſtampfte ärgerlich mit dem Fuß auf das Parkett.

Herr Podgers lächelte, zog aus ſeiner Bruſttaſche ein kleines Vergrößerungsglas und wiſchte es ſorgfältig mit ſeinem Taſchentuche ab.

„Ich ſtehe ganz zu Ihrer Verfügung“, ſagte er.

II.

Zehn Minuten ſpäter ſtürzte Lord Artur Savile mit einem Geſicht bleich vor Entſetzen, mit Augen, aus denen der Schrecken ſtarrte, aus dem Hauſe, brach ſich ſeinen Weg durch die Menge pelzgehüllter Lakaien, die ringsumher unter der rotgeſtreiften Markiſe ſtanden und nichts zu ſehen und zu hören ſchienen. Die Nacht war bitterkalt und die Gaslampen rings auf dem Platze flatterten und zuckten im ſcharfen Winde. Aber ſeine Hände waren fieberheiß und ſeine Stirn brannte wie Feuer. Er ging weiter und weiter, faſt ſchwankend wie ein Betrunkener. Ein Polizeimann ſchaute ihm neugierig nach, als er vorüberging, und ein Bettler, der aus einem Torweg herauskroch, um ihn um ein Almoſen zu bitten, ſchauderte zuſammen, denn er ſah einen Jammer, der größer war als der ſeine. Einmal blieb er unter einer Laterne ſtehen und blickte auf ſeine Hände. Er glaubte faſt, er könnte Blutſpuren auf ihnen entdecken,

und ein ſchwacher Schrei brach von ſeinen zitternden Lippen.

Mord! Das war es, was der Chiromantiſt geſehen hatte. Mord! Die Nacht ſelbſt ſchien es zu wiſſen und der Wind ſchrie es ihm ins Ohr. Die dunklen Ecken der Straße waren davon voll. Von den Dächern der Häuſer grinſte es ihn an.

Zuerſt kam er zum Park, deſſen dunkles Gehölz ihn feſtzubannen ſchien. Er lehnte ſich müde gegen das Gitter, kühlte ſeine Stirne am feuchten Metall und horchte auf das zitternde Schweigen der Bäume. Mord! Mord! wiederholte er immer wieder, als ob die Wiederholung des Wortes ſeinen Schrecken vermindern könnte. Der Klang ſeiner eigenen Stimme machte ihn erſchaudern, aber er hoffte faſt, das Echo könnte ihn hören und die ſchlafende Stadt aus ihren Träumen wecken. Er fühlte ein tolles Verlangen, einen zufällig vorübergehenden Paſſanten feſtzuhalten und ihm alles zu ſagen. Dann ging er durch Oxford-Street in enge häßliche Gäßchen. Zwei Weiber mit gemalten Geſichtern ſpotteten, als er vorüberging. Aus einem dunklen Hofe kam der Lärm von Flüchen und Schlägen, gefolgt von ſchrillem Schreien, und zuſammengeſunken auf feuchten Torſtufen ſah er die gekrümmten Geſtalten der Armut und des Elends. Ein ſeltſames Mitleid überkam ihn. War dieſen Kindern der Sünde und des Elends

ihr Ende vorherbeſtimmt, wie das ſeine ihm? Waren dieſe gleich ihm bloß Puppen in einem ungeheuerlichen Theater?

Und doch war es nicht das Geheimnis, ſondern die Komödie des Leidens, die ihn ergriff, ſeine abſolute Nutzloſigkeit, ſeine groteske Sinnloſigkeit. Wie ſchien doch alles zuſammenhanglos, wie unharmoniſch! Er war beſtürzt von dem Zwieſpalt zwiſchen dem ſchalen Optimismus des Tages und den wirklichen Tatſachen des Lebens. Er war noch ſehr jung.

Nach einer Zeit fand er ſich vor der Marylebone-Kirche. Die ſtumme Landſtraße glich einem langen Bande von glänzendem Silber, hie und da zeichneten zitternde Schatten dunkle Flecken darein. Weit, weit in der Ferne wand ſich eine Linie flackernder Gaslaternen und vor einem kleinen, ummauerten Hauſe ſtand ein einſamer Wagen und der Kutſcher war eingeſchlafen. Lord Savile ging haſtig in der Richtung von Portlandplace und ſah ſich hie und da um, als ob er ſich fürchtete, daß man ihm folge. An der Ecke der Richtſtreet ſtanden zwei Männer und laſen einen kleinen Anſchlag an einem Zaun. Ein merkwürdiges Gefühl der Neugier überkroch ihn und er ging hinüber. Als er näher kam, traf ſein Blick das Wort Mörder, das da gedruckt mit ſchwarzen Lettern ſtand. Er fuhr zuſammen und ein dunkles Rot ſchoß in ſeine Wangen. Es war eine Annonce, die

eine Belohnung aussetzte für jede Nachricht, die dazu führen könnte, einen Mann von mittlerer Größe zwischen 30 und 40 Jahren, mit einem weichen Hut, schwarzem Rock und karrierten Hosen und mit einer Narbe auf der rechten Wange festzunehmen. Er las den Steckbrief wieder und immer wieder und dachte darüber nach, ob der Elende wohl gefangen werden würde und wieso er wohl verwundet worden sei. Vielleicht würde auch einmal sein eigener Name in solch einem Steckbrief an den Mauern Londons zu lesen sein! Vielleicht würde auch eines Tages ein Preis auf seinen Kopf gesetzt werden.

Der Gedanke erfüllte ihn mit namenlosem Grauen. Er wandte sich um und eilte hinaus in die Nacht.

Er wußte kaum, wohin er ging. Er erinnerte sich dunkel, daß er durch ein Labyrinth schmutziger Häuser wanderte, daß er sich in einem riesigen Spinnennetz finsterer Straßen verlor und es dämmerte hell, als er endlich sah, daß er sich im Piccadillyzirkus befand. Als er nun heimwärts gegen Belgrave Square schlenderte, begegnete er den großen Marktwagen auf dem Wege zum Coventgarden. Die Fuhrleute in den weißen Röcken mit ihren lustigen, sonnverbrannten Gesichtern und den derben Krausköpfen gingen mit festen Schritten neben ihren Wagen, knallten mit der Peitsche und riefen

dann und wann einander zu. Auf dem Rücken eines großen grauen Pferdes, des Leitpferdes eines lärmenden Gespanns, saß ein pausbäckiger Junge mit einem Strauß von Primeln an seinem abgenutzten Hut und hielt sich mit seinen kleinen Händen an der Mähne fest und lachte. Und die großen Haufen von Gemüse auf den Wagen glichen, wie sie sich vom Morgenhimmel abhoben, großen Haufen von grünem Nephrit, die sich abheben von den glühenden Blättern einer wunderbaren Rose.

Lord Artur fühlte sich merkwürdig bewegt. Er wußte selbst nicht warum. Es lag etwas in der zarten Lieblichkeit des dämmernden Morgens, das ihm vollgetränkt mit Gefühl erschien, und er dachte an all die Tage, die mit Schönheit beginnen und im Sturme enden. Und welch ein seltsames London erschien diesen Bauern mit ihren rauhen, gutgelaunten Stimmen und ihrem nachlässigen Gehaben! Ein London frei von der Sünde der Nacht und dem Rauch des Tages, eine bleiche, geisterbleiche Stadt, eine große Stadt der Gräber. Er frug sich, was sie wohl von dieser Stadt dächten, ob sie irgend etwas wußten von ihrem Glanz und ihrer Schande, von ihren wilden, in Feuer getauchten Freuden und ihrem schrecklichen Hunger, von all ihren guten und bösen Taten vom Morgen bis zum Abend. Wahrscheinlich erschien ihnen die Stadt nur als Markt, auf den sie ihre Früchte

und Gemüſe brachten, um ſie zu verkaufen und wo ſie höchſtens einige Stunden verweilten, bis ſie wieder die ſchweigenden Straßen, die träumenden Häuſer hinter ſich ließen. Es machte ihm ein Vergnügen ſie zu beobachten, wie ſie vorüberzogen. Rauh wie ſie waren mit ihren ſchweren beſchlagenen Schuhen und ihrem kecken Gang, brachten ſie ein Stück Arkadien mit ſich. Er fühlte, daß ſie mit der Natur gelebt hatten und daß die Natur ſie den Frieden gelehrt hatte. Er beneidete ſie um alles, was ſie nicht wußten.

So erreichte er Belgrave Square und der Himmel war von einem blaſſen Blau und die Vögel begannen in den Gärten zu zwitſchern.

III.

Als Lord Artur erwachte, war es zwölf Uhr und die Mittagsſonne ſtrömte herein durch die elfenbeinfarbenen Seidenvorhänge ſeines Zimmers. Er ſtand auf und blickte aus dem Fenſter. Ein trüber Glutnebel hing über der großen Stadt und die Dächer der Häuſer flimmerten wie mattes Silber. In dem ſchimmernden Grün unten auf dem Platze huſchten einige Kinder gleich Schmetterlingen hin und her und auf den Gehſteigen wimmelte es von Leuten, die in den Park gingen. Niemals war ihm

das Leben ſchöner erſchienen, niemals ſchienen alle böſen Dinge weiter von ihm entfernt.

Dann kam ſein Kammerdiener und brachte ihm eine Taſſe Schokolade. Nachdem er ſie ausgetrunken hatte, ſchob er eine ſchwere Portiere von pfirſichfarbenem Plüſche beiſeite und ging ins Bad. Das Licht fiel ſanft von oben durch dünne Scheiben von durchſichtigem Onyx und das Waſſer im Marmorbecken ſchimmerte wie Mondſchein. Er ging raſch ins Waſſer, bis die kühlen Wellen ihm Bruſt und Haare benetzten und dann tauchte er auch den Kopf unter, als ob er das Zeichen irgendeiner ſchmachvollen Erinnerung wegwaſchen wollte. Als er herausſtieg, fühlte er ſich faſt beruhigt. Das ausgezeichnete phyſiſche Wohlbefinden des Augenblicks beherrſchte ihn, wie dies oft bei ſehr feingearteten Naturen der Fall iſt, denn die Sinne können ſo wie das Feuer ebenſo gut reinigen wie zerſtören.

Nach dem Frühſtück warf er ſich auf den Diwan und zündete ſich eine Zigarette an. Auf dem Kaminſims, eingerahmt in köſtlichen alten Brokat, ſtand eine große Photographie von Sybil Merton, wie er ſie zum erſten Male auf dem Ball von Lady Noel geſehen hatte. Das ſchmale entzückend geſchnittene Geſicht war leicht zur Seite geneigt, als ob der dünne Hals, ſchlank wie ein Rohr, die Laſt ſo vieler Schönheit nicht tragen könne. Die Lippen waren leicht geöffnet

und ſchienen geſchaffen zu ſüßer Muſik. Und all die zarte Reinheit der Mädchenblüte blickte wie verwundert aus den träumenden Augen. Mit ihrem leichten, ſich an den Körper ſchmiegenden Kleide von Crêpe de Chine und mit ihrem breiten, blattförmigen Fächer glich ſie einer jener kleinen zarten Figuren, die man in den Olivenwäldern bei Tanagra gefunden. Und ein Hauch griechiſcher Grazie lag in der ganzen Stellung und Haltung. Sie war nicht ein „kleines Fräulein“. Sie war vollkommen in allen Proportionen, eine Seltenheit in einer Zeit, wo ſo viele Frauen entweder überlebensgroß oder nichtsſagend ſind.

Wie nun Lord Artur auf das Bild blickte, erfüllte ihn das furchtbare Mitleid, das aus der Liebe entſpringt. Er fühlte, daß ſie zu heiraten mit dem Verhängnis des Mordes über ſeinem Haupte ein Verrat wäre, gleich dem des Judas, eine Sünde wäre, ſchlimmer als je ein Borgia ſie erträumt. Welches Glück könnte ihrer warten, wenn jeden Augenblick das Schickſal, das in ſeiner Hand geſchrieben ſtand, an ihn herantreten könnte! Welches Leben würden ſie führen, indes ſeine unheilvolle Beſtimmung in der Wagſchale des Fatums lag! Die Heirat mußte um jeden Preis verſchoben werden. Dazu war er unbedingt entſchloſſen. Feſt entſchloſſen, obzwar er das Mädchen liebte und die bloße Berührung ihrer Fingerſpitzen, wenn ſie bei-

ſammenfaßen, jeden Nerv in ihm mit wunderbarer Wonne erbeben ließ; aber er kannte trotzdem klar den Weg ſeiner Pflicht und er war ſich bewußt, daß er nicht das Recht hatte, zu heiraten, ehe er den Mord begangen. War es einmal geſchehen, dann konnte er mit Sybil Merton vor den Altar treten und ſein Leben in ihre Hände legen, ohne fürchten zu müſſen, daß er unrecht handelte. Was es einmal geſchehen, ſo konnte er ſie in ſeine Arme ſchließen und ſie würde niemals für ihn erröten müſſen, niemals den Kopf in Schande beugen müſſen. Aber geſchehen mußte es einmal, und je früher, deſto beſſer für beide.

Viele Männer in ſeiner Lage hätten gewiß den Wieſenweg des Aufſchubs den ſteilen Höhen der Pflicht vorgezogen. Aber Lord Artur war zu gewiſſenhaft, um den Genuß vor das Prinzip zu ſetzen. In ſeiner Liebe war mehr als große Leidenſchaft. Und Sybil war ihm ein Symbol für alles, was gut und edel war. Einen Augenblick hatte er einen natürlichen Widerwillen gegen die Tat, die ihm aufgezwungen war, aber es ging raſch vorüber. Sein Herz ſagte ihm, daß es keine Sünde war, ſondern ein Opfer; ſeine Vernunft erinnerte ihn daran, daß ihm kein anderer Weg offen ſtünde. Er hatte zu wählen zwiſchen einem Leben für ſich ſelbſt und einem Leben für andere, und ſo ſchrecklich zweifellos die Aufgabe war,

die er erfüllen mußte, er wußte doch, daß er Eigennutz über Liebe nicht triumphieren lassen dürfe. Früher oder später werden wir immer vor denselben Kreuzweg gestellt, wird uns dieselbe Frage vorgelegt. An Lord Artur trat sie früh im Leben heran — ehe sein Wesen verdorben war durch den berechnenden Zynismus der mittleren Jahre, bevor sein Herz zerfressen war von dem oberflächlichen Modeegoismus unserer Tage und er zögerte nicht, seine Pflicht zu tun. Zu seinem Glücke war er kein bloßer Träumer, kein müßiger Dilettant. Wäre er dies gewesen, so hätte er gezögert wie Hamlet, die Unentschlossenheit hätte seinen Willen gelähmt. Aber er war eine durch und durch praktische Natur. Das Leben bestand für ihn mehr im Handeln als im Denken. Er besaß das Seltenste auf Erden: gesunden Menschenverstand.

Die wilden, verworrenen Gefühle der vergangenen Nacht waren mittlerweile fast vollständig verschwunden und er sah beinahe mit schamvollem Gefühl auf seine tolle Wanderung von Straße zu Straße, auf den wütenden Aufruhr in seiner Seele zurück. Gerade die Wahrheit seiner Qualen ließ sie ihm jetzt unwirklich erscheinen. Er frug sich verwundert, warum er so töricht gewesen sei, wegen des Unvermeidlichen zu rennen und zu rasen. Die einzige Frage, die ihn jetzt zu quälen schien, war die Frage nach der Person, die umzu-

bringen ihm beſchieden war; denn er war nicht blind für die Tatſache, daß der Mord wie die Religionen der heidniſchen Welt ebenſogut ein Opfer braucht, wie einen Prieſter. Da er kein Genie war, hatte er keine Feinde, und er fühlte auch, daß es jetzt nicht an der Zeit wäre, irgendeine perſönliche Antipathie oder Ranküne zu befriedigen. Die Aufgabe, die ſeiner harrte, war von großem und ſchwerem Ernſt. Er machte alſo auf einem Blatt Papier eine Liſte ſeiner Freunde und Verwandten und nach langer Überlegung entſchied er ſich für Lady Clementina Beauchamp, eine gute alte Dame, die in Curſonſtreet wohnte und mütterlicherſeits ſeine Gliedcouſine war. Er hatte Lady Clem, wie man ſie zu nennen pflegte, immer ſehr gerne gehabt, und da er ſelbſt ſehr wohlhabend war — er hatte bei ſeiner Volljährigkeit den Beſitz von Lord Rugbys Vermögen angetreten —, gab es für ihn keine Möglichkeit, aus ihrem Tode irgendeinen pekuniären Vorteil zu ziehen. Je mehr er über die Sache nachdachte, deſto mehr ſchien ſie ihm die richtige zu ſein, und da er fühlte, daß jeder Aufſchub in bezug auf Sybil unfair ſein könnte, ſo entſchloß er ſich ſofort, ſeine Vorbereitungen zu treffen.

Zu allererſt mußte natürlich die Angelegenheit mit dem Chiromantiſten geordnet werden; er ſetzte ſich denn an einen kleinen Sheraton-Schreibtiſch, der am Fenſter ſtand, und

ſchrieb einen Scheck auf 105 Pfund, zahlbar zu Herrn Septimus Podgers Handen, ſchob den Wechſel in einen Umſchlag und gab ſeinem Diener den Auftrag, den Brief nach der Weſt Mon Street zu bringen. Er telephonierte in ſeinen Stall um einen Wagen und zog ſich zum Ausgehen an. Bevor er das Zimmer verließ, warf er noch einen Blick auf Sybil Mertons Bild und ſchwor ſich zu, daß, was immer auch kommen möge, er ſie nie wiſſen laſſen würde, was er jetzt um ihretwillen tue; er würde das Geheimnis ſeiner Selbſtaufopferung immer in ſeinem Herzen geheim halten.

Auf dem Weg zu ſeinem Klub blieb er bei einem Blumenladen ſtehen und ſchickte Sybil einen wundervollen Korb mit Narziſſen, mit entzückenden weißen Blüten, Blättern und Farben, die wie die Augen von Faſanenfedern glänzten. Als er in ſeinem Klub ankam, ging er ſofort in die Bibliothek, ſchellte dem Diener und ließ ſich eine Sodalimonade und ein Buch über Toxikologie bringen. Er war mit ſich vollkommen darüber einig, daß Gift das beſte Mittel für ſein ſchwieriges Unternehmen ſei. Jede perſönliche Gewaltanwendung widerſtrebte ihm durchaus und überdies wollte er Lady Clementina entſchieden nicht auf eine Weiſe umbringen, die öffentliche Aufmerkſamkeit erregen konnte. Der Gedanke, bei Lady Windermeres Empfängen als

Löwe herumgereicht zu werden, oder seinen Namen in den Spalten gemeiner Tagesblätter zu finden, war ihm ein Greuel. Überdies mußte er an Sybils Eltern denken, die ziemlich altmodische Leute waren und sich vielleicht der Heirat widersetzen könnten, wenn es jetzt irgendeinen Skandal gab; andererseits war er ganz sicher, daß sie nach Kenntnisnahme des wahren Tatbestandes keinen Augenblick zögern würden, die Motive, die ihn zur Tat getrieben, zu würdigen. Alles war also dazu angetan, ihn zur Wahl von Gift zu bestimmen. Das war sicher, ruhig und unfehlbar, und damit vermied man alle peinlichen Szenen, gegen die er, wie die meisten Engländer, eine tiefgewurzelte Abneigung hatte.

Was aber die Wissenschaft der Gifte betraf, so waren seine Kenntnisse gleich Null, und als der Diener in der Bibliothek gar nichts finden konnte als Ruffs Führer und Bailys Magazine, schaute er selbst in den Bücherstellen nach und erwischte endlich eine hübsch gebundene Ausgabe der Pharmacopoeia und ein Exemplar von Erskines Toxikologie, herausgegeben von Sir Mathew Reid, dem Präsidenten der königlichen Gesellschaft der Ärzte und einem der ältesten Mitglieder des Klubs, wo er irrtümlich an Stelle eines andern aufgenommen worden war. Irgend ein Zwischenfall hatte das Komitee so erbost, daß, als der richtige Mann er-

ſchien, ſie ihn alle ſchwarz ballotierten. Lord Artur kannte ſich in den techniſchen Ausdrücken der beiden Bücher gar nicht aus und begann bitter zu bedauern, daß er den Vorträgen in Oxford ſo wenig Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte, als er im zweiten Bande von Erſkine einen ſehr intereſſanten und vollſtändigen Bericht über die Eigenſchaften des Akonits fand, der in einem ziemlich klaren Engliſch geſchrieben war. Das ſchien juſt das Gift zu ſein, das er brauchte. Es wirkte ſchnell, ſeine Wirkung war blitzartig, es wirkte vollkommen ſchmerzlos und wenn man es in einer Gelatinekapſel nahm, wie dies Sir Mathew empfahl, ſchmeckte es keineswegs unangenehm. Er machte alſo eine Notiz auf ſeiner Manſchette bezüglich der Höhe der nötigen Doſis, ſtellte die Bücher auf ihren Platz zurück und ſchlenderte in die St. Jamesſtreet zu Peſtle und Humbeys, dem großen Chemikaliengeſchäft. Herr Peſtle, der die feine Welt immer ſelbſt bediente, war einigermaßen überraſcht bei der Beſtellung und murmelte in ſehr untertäniger Weiſe etwas über ein notwendiges, mediziniſches Rezept. Als ihm aber Lord Artur erklärte, daß er das Gift für eine große nordiſche Dogge brauche, die er töten müſſe, weil ſie Zeichen beginnender Tollwut zeige und den Kutſcher bereits zweimal in die Wade gebiſſen habe, war er vollkommen befriedigt, beglückwünſchte Lord Artur zu ſeinen ausgezeichneten Kenntniſſen in

der Toxikologie und bereitete das Gewünſchte ſofort.

Lord Artur legte die Kapſel in eine hübſche kleine Silberbonbonniere, die er in Bondſtreet in einer Auslage ſah, warf die häßliche Pillenſchachtel von Peſtle und Humbey weg und fuhr ſofort zu Lady Clementina.

„Ei, Monsieur le mauvais sujet!“ rief die alte Dame, als er ins Zimmer trat. „Warum haben Sie ſich die ganze Zeit denn gar nicht blicken laſſen?“

„Meine teuere Lady Clem, ich hatte wirklich keinen Augenblick Zeit“, ſagte Lord Artur und lächelte.

„Sie wollen damit ſagen, daß Sie den ganzen Tag herumlaufen, um mit Sybil Merton Einkäufe zu machen und Unſinn zu reden. Ich verſtehe nicht, warum die Leute ſolchen Spektakel machen, wenn ſie heiraten. Zu meiner Zeit dachte kein Menſch daran, aus dieſem Anlaß öffentlich oder heimlich zu girren und zu ſchnäbeln.“

„Ich verſichere Sie, ich habe Sybil ſeit vierundzwanzig Stunden nicht geſehen, Lady Clem. Soweit ich in Erfahrung bringen konnte, iſt ſie ganz und gar in den Händen ihrer Schneiderin.“

„Natürlich. Das iſt auch der einzige Grund, warum Sie mir, einem alten, häßlichen Weib, einen Beſuch machen. Warum doch die Männer

17*

es ſich nicht geſagt ſein laſſen? On a fait des folies pour moi. Und da ſitze ich nun, ein armes rheumatiſches Weſen mit einem falſchen Schopf und in ſchlechter Laune. Wahrhaftig, wenn mir nicht die liebe Lady Janſen die ſchlechteſten franzöſiſchen Romane ſchicken würde, die ſie auftreiben kann, ich wüßte nicht, was ich mit dem Tag anfangen ſollte. Ärzte taugen gar nichts. Sie können nur Geld aus einem preſſen. Nicht einmal mein Sodbrennen können ſie heilen."

„Ich habe Ihnen ein Mittel dagegen mitgebracht, Lady Clem", ſagte Lord Artur ernſt. „Ein ganz ausgezeichnetes Mittel. Ein Amerikaner hat es erfunden."

„Wiſſen Sie, ich liebe amerikaniſche Erfindungen nicht ſehr. Ganz und gar nicht. Ich habe unlängſt einige amerikaniſche Romane geleſen und das war der reine Unſinn."

„O, aber dieſes Mittel iſt durchaus nicht unſinnig, Lady Clem. Ich verſichere Sie, es wirkt außerordentlich. Sie müſſen mir verſprechen, es zu verſuchen." Und Lord Artur zog die kleine Büchſe aus der Taſche und übergab ſie ihr.

„Die Büchſe iſt wirklich reizend, Artur. Iſt das ein Geſchenk? Das iſt aber lieb von Ihnen. Und das iſt das Wundermittel? Es ſieht aus wie ein Bonbon. Ich werde es gleich nehmen."

„Großer Gott, Lady Clem", rief Lord Artur und hielt ihre Hand feſt, „tun Sie das nicht.

Es iſt ein homöopathiſches Mittel. Wenn Sie es nehmen, ohne Sodbrennen zu haben, kann es Ihnen nur ſchaden. Sie müſſen warten, bis Sie einen Anfall haben, und dann nehmen Sie es. Der Erfolg wird Sie überraſchen."

„Ich möchte es aber gleich nehmen", ſagte Lady Clementina und hielt die kleine, durchſichtige Kapſel mit dem darin ſchwankenden Tropfen Akonit zum Licht. „Es ſchmeckt gewiß ausgezeichnet. Wiſſen Sie, Doktoren haſſe ich, aber einnehmen tue ich ganz gern. Alſo meinetwegen, ich werde mir's aufheben bis zum nächſten Anfall."

„Und wann wird der ſein?" frug Lord Artur eifrig. „Bald?"

„Ich hoffe, daß ich dieſe Woche verſchont bleiben werde. Geſtern früh ging es mir ſehr ſchlecht. Aber man weiß ja nie."

„Aber Sie werden gewiß einen Anfall vor Ende des Monats haben, Lady Clem?"

„Das befürchte ich leider. Aber wie lieb Sie heute ſind, Artur! Sybil hat wirklich einen ſehr guten Einfluß auf Sie geübt. Jetzt aber müſſen Sie gehen, denn ich habe einige ſehr fade Leute zum Eſſen eingeladen, die gar nicht klatſchen können, und ich weiß, daß, wenn ich jetzt nicht mein Schläfchen mache, ich nicht imſtande ſein werde, während des Eſſens wach zu bleiben. Leben Sie wohl, Artur, grüßen Sie

Sybil von mir und vielen Dank für das amerikaniſche Mittel.“

„Sie werden nicht vergeſſen, es zu nehmen, Lady Clem, nicht wahr?“ ſagte Lord Artur und ſtand von ſeinem Sitze auf.

„Ich werde es gewiß nicht vergeſſen, mein Junge. Es war ſehr nett von Ihnen, daß Sie an mich gedacht haben und ich werde Ihnen ſchreiben, wenn ich noch mehr davon benötige.“

Lord Artur verließ das Haus in froher Laune und mit dem Gefühl rieſiger Erleichterung.

Am Abend hatte er eine Unterredung mit Sybil Merton. Er ſagte ihr, daß er plötzlich in eine furchtbar ſchwierige Situation geraten ſei und daß ſeine Ehre und ſeine Pflicht ihm keinen Rückzug geſtatteten. Er ſagte ihr, daß die Hochzeit verſchoben werden müſſe, denn ehe er ſich nicht aus ſeinen furchtbaren Verpflichtungen löſe, ſei er kein freier Mann. Er bat ſie, ihm zu vertrauen und bezüglich der Zukunft keine Zweifel zu hegen. Alles käme zu ſeiner Zeit, aber jetzt bäte er ſie um Geduld.

Das Geſpräch fand im Wintergarten bei Mertons ſtatt, wo Lord Artur wie gewöhnlich gegeſſen hatte. Sybil war ihm nie glückſtrahlender erſchienen und einen Augenblick war Lord Artur verſucht, feig zu ſein, an Lady Clementina wegen der Pille zu ſchreiben und die Hochzeit vor ſich gehen zu laſſen, als ob es über-

haupt keinen Menſchen namens Podgers in der Welt gäbe. Aber ſein beſſeres Ich gewann doch die Überhand und ſelbſt als Sybil ſich weinend in ſeine Arme warf, wurde er nicht ſchwach. Die Schönheit, die ſeine Sinne erregte, rührte auch ſein Gewiſſen. Er fühlte, daß es unrecht wäre, ein ſo herrliches Leben wegen des Genuſſes einiger Monate zu zerſtören. Er blieb faſt bis Mitternacht mit Sybil beiſammen, tröſtete ſie und ließ ſich von ihr tröſten. Am nächſten Morgen reiſte er nach Venedig, nachdem er in einem männlich entſchloſſenen Briefe Herrn Merton die nötige Verſchiebung der Hochzeit mitgeteilt hatte.

IV.

In Venedig traf er ſeinen Bruder, Lord Surbiton, der eben in ſeiner Jacht von Korfu herübergekommen war. Die beiden jungen Leute verbrachten zwei wundervolle Wochen zuſammen. Des Morgens fuhren ſie zum Lido oder glitten in ihrer ſchwarzen Gondel die grünen Kanäle auf und ab. Am Nachmittag empfingen ſie Beſuche auf ihrer Jacht. Und am Abend aßen ſie bei Florian und rauchten ungezählte Zigaretten auf der Piazza. Aber Lord Artur war nicht glücklich. Jeden Tag ſtudierte er die Totenliſte in der Times, immer in der Er-

wärtung, auf die Nachricht von Lady Clementinens Tod zu ſtoßen, und jeden Tag wurde er enttäuſcht. Er begann zu fürchten, daß ihr irgendein Unfall zugeſtoßen ſei, und bedauerte oft, daß er ſie gehindert habe das Akonit zu nehmen, als ſie ſo neugierig war, die Wirkung des Mittels zu erproben. Auch Sybils Briefe, ſo voll von Liebe, Vertrauen und Zärtlichkeit ſie auch waren, klangen oft ſehr traurig im Ton und manchmal war ihm zumute, als ſei er von ihr für ewig geſchieden.

Nach vierzehn Tagen hatte Lord Surbiton von Venedig genug und beſchloß längs der Küſte nach Ravenna zu fahren, da er gehört hatte, es gäbe dort wundervolle Waſſerhühner zu ſchießen. Lord Artur wollte zuerſt abſolut nicht mit, aber Surbiton, den er ſehr gern hatte, überzeugte ihn ſchließlich, daß er, wenn er allein bei Danieli bliebe, ſich unfehlbar zu Tode mopſen würde, und ſo fuhren ſie denn am Morgen des 15. ab, mit einem kräftigen Nordoſt in den Segeln und bei ziemlich rauher See. Die Jagd war ausgezeichnet und das Leben in freier Luft färbte wieder Lord Arturs Wangen; aber um den 22. herum wurde er wieder ängſtlich wegen Lady Clementina und trotz Surbitons Vorſtellungen reiſte er mit der Bahn nach Venedig zurück.

Als er bei den Stufen des Hotels aus der Gondel ſtieg, kam ihm der Hotelwirt mit einem

Haufen Telegramme entgegen. Lord Artur riß sie ihm aus der Hand und brach sie auf. Alles war nach Wunsch gegangen. Lady Clementina war ganz plötzlich in der Nacht des 17. gestorben.

Sein erster Gedanke galt Sybil und er depeschierte ihr, daß er sofort nach London zurückkehre. Dann befahl er seinem Kammerdiener, alles für den Nachtzug einzupacken, schickte den Gondoliers etwa das Fünffache ihrer Taxe und eilte leichtfüßig und frohen Herzens auf sein Zimmer. Dort erwarteten ihn drei Briefe. Der eine war von Sybil selbst, voll Sympathie und Teilnahme, die anderen waren von seiner Mutter und von Lady Clementinens Anwalt. Es schien, daß die alte Dame noch am Abend mit der Herzogin gespeist hatte; sie entzückte alle Welt mit ihrem Witz und ihrem Geist, ging aber frühzeitig nach Hause, weil sie über Sodbrennen klagte. Des Morgens fand man sie tot in ihrem Bette. Sie hatte offenbar gar keine Schmerzen erduldet. Man schickte sofort um Sir Mathew Reid, aber es war natürlich nichts mehr zu machen und sie sollte am 22. in Beauchamp Chalcote begraben werden. Einige Tage vor ihrem Tode hatte sie ihr Testament gemacht. Sie hinterließ Lord Artur ihr kleines Haus in Lursonstreet mit seiner ganzen Einrichtung, mit ihrem ganzen persönlichen Besitz, mit allen Bildern; nur

ihre Miniaturensammlung nahm sie aus, die sie ihrer Schwester Lady Margaret Ruffort vermachte, und ihr Amethystenkollier, das Sybil Merton erhalten sollte. Der Besitz hatte keinen großen Wert. Aber Herr Mansfield, der Anwalt, drängte darauf, daß Lord Artur so rasch als möglich heimkehre, da es eine ganze Menge Rechnungen zu bezahlen gäbe und Lady Clementina nie rechte Ordnung in ihren Geschäften eingehalten hätte.

Lord Artur war sehr gerührt, daß Lady Clementina so gütig seiner gedacht habe, und er fühlte, daß Herr Padgers in hohem Maße dafür verantwortlich sei. Aber seine Liebe zu Sybil brachte jedes andere Gefühl zum Schweigen, und das Bewußtsein, daß er seine Pflicht getan, gab ihm Ruhe und Frieden. Als er in Charingcroß ankam, fühlte er sich ganz glücklich. Die Mertons empfingen ihn sehr liebenswürdig. Sybil ließ sich von ihm hoch und heilig versprechen, daß nun nichts mehr dazwischen kommen würde. Die Hochzeit wurde für den 7. Juni festgesetzt. Das Leben schien ihm noch einmal so hell und schön und sein alter Frohsinn kehrte wieder bei ihm ein.

Aber eines Tages ging er mit Lady Clementinens Anwalt und Sybil in das Haus in der Cursonstreet hinüber. Er verbrannte Pakete verblaßter Briefe und kramte aus Schubladen aller-

hand merkwürdiges Zeug. Plötzlich ſchrie das junge Mädchen ganz entzückt auf.

„Was haſt du gefunden, Sybil?“ ſagte Lord Artur und hielt in ſeiner Arbeit inne.

„Dieſe entzückende kleine Silberbonbonniere, Artur. Iſt ſie nicht reizend? Holländiſch, nicht wahr? Sei ſo gut und gib ſie mir. Ich weiß ja doch, daß mir Amethiſten nicht ſtehen werden, ehe ich nicht über achtzig bin.“

Es war das Büchslein, in dem das Akonit enthalten geweſen war.

Lord Artur ſchrak zuſammen und ein heißes Rot ſtieg in ſeine Wangen. Er hatte faſt völlig vergeſſen, was er getan, und es ſchien ihm ein merkwürdiges Zuſammentreffen, daß Sybil, um derentwillen er all die furchtbare Angſt durchgemacht, nun die erſte war, die ihn an die ganze Sache erinnerte.

„Natürlich kannſt du es haben, Sybil. Ich habe es ſelbſt Lady Clem geſchenkt.“

„Oh, ich danke dir, Artur. Und nicht wahr, ich darf das Bonbon auch haben. Ich wußte gar nicht, daß Lady Clementina Süßigkeiten gerne hatte. Ich glaubte immer, ſie ſei dazu viel zu vernünftig.“

Lord Artur wurde totenbleich und ein furchtbarer Gedanke durchkreuzte ſein Gehirn.

„Ein Bonbon, Sybil, — wie meinſt du?“ ſagte er mit leiſer, heiſerer Stimme.

„Es iſt nur eines im Büchschen, ein ein-

ziges. Aber es ſieht ſchon ganz alt und ſtaubig aus und ich habe nicht die geringſte Abſicht es zu eſſen. Was iſt dir denn, Artur, du biſt ja ganz bleich!“

Lord Artur ſchoß quer durch das Zimmer und ergriff das Büchschen. Darinnen lag die bernſteinfarbene Kapſel mit dem Gifttropfen. Lady Clementina war alſo doch eines natürlichen Todes geſtorben.

Die Überraſchung traf ihn allzu heftig. Er warf die Kapſel ins Feuer und ſank mit einem verzweifelten Schrei aufs Sofa.

V.

Herr Merton war einigermaßen unwillig, als er von einer zweiten Verſchiebung der Hochzeit hörte und Lady Julia, die bereits ihre Toilette für die Hochzeit beſtellt hatte, tat alles, was in ihrer Macht lag, um Sybil zu bewegen, das Verlöbnis rückgängig zu machen. So ſehr aber Sybil ihre Mutter liebte, ihr Leben lag nun einmal in Lord Arturs Hand und nichts, was Lady Julia auch ſagen konnte, erſchütterte ihren Glauben. Was aber Lord Artur ſelbſt betrifft, ſo brauchte er Tage, bis er über die furchtbare Enttäuſchung kam und eine Zeitlang waren ſeine Nerven total erſchöpft. Aber er ſammelte bald wieder ſeinen ausgezeichneten

Menſchenverſtand und ſein geſunder praktiſcher Sinn ließ ihn nicht lange darüber im Zweifel, was nun zu tun ſei. Da er mit dem Gift einen vollkommenen Mißerfolg gehabt hatte, ſo mußte er offenbar jetzt mit Dynamit oder einem anderen Exploſivſtoff einen Verſuch machen.

Er ſah alſo nochmals die Liſte ſeiner Freunde und Verwandten durch, und nach ſorgfältiger Überlegung entſchloß er ſich, ſeinen Onkel, den Dechanten von Chicheſter, in die Luft zu ſprengen. Der Dechant, ein hochgebildeter und ſehr gelehrter Mann, war ein großer Liebhaber von Uhren und beſaß eine wundervolle Uhrenſammlung (vom 15. Jahrhundert bis auf den heutigen Tag) und Lord Artur glaubte nun, daß dieſes Steckenpferd des guten Dechanten ihm eine ausgezeichnete Gelegenheit biete, ſeinen Plan auszuführen. Wie und woher ſich eine Höllenmaſchine ſchaffen, das war freilich eine andere Sache. Im Londoner Adreßbuch fand er keine Bezugsquelle angegeben und er fühlte, daß es ihm wenig nützen würde, ſich an die Polizeidirektion zu wenden, da man dort über die Bewegungen der Dynamitpartei immer erſt nach einer Exploſion etwas zu erfahren ſchien und dies war auch dann herzlich wenig.

Plötzlich dachte er an ſeinen Freund Rouvaloff, einen jungen Ruſſen von höchſt revolutionärer Geſinnung, den er bei Lady Winder-

mere im Laufe des Winters getroffen hatte. Es hieß, daß Graf Rouvaloff eine Geſchichte Peters des Großen ſchreibe und daß er nach England gekommen ſei, um die Dokumente zu ſtudieren, die ſich auf den Aufenthalt des Zaren als Schiffszimmermeiſter in dieſem Lande beziehen. Aber man glaubte allgemein, daß er ein nihiliſtiſcher Agent ſei und zweifellos war ſeine Gegenwart in London der ruſſiſchen Geſandtſchaft nicht ſehr angenehm. Lord Artur fühlte, daß das gerade der Mann ſei, den er brauche, und ſo fuhr er denn eines Morgens zu ihm nach Bloomsbury, um von ihm Rat und Hilfe zu erbitten.

„Sie wollen ſich alſo ernſtlich mit Politik beſchäftigen?“ ſagte Graf Rouvaloff, als Lord Artur ihm ſeinen Wunſch vorgetragen hatte. Aber Lord Artur, der jedes Großtun haßte, fühlte ſich verpflichtet mitzuteilen, daß er nicht das geringſte Intereſſe für ſoziale Fragen habe und die Höllenmaſchine bloß für eine Familienangelegenheit brauche, die nur ihn allein angehe.

Graf Rouvaloff ſah ihn einige Augenblicke verblüfft an, da er aber dann merkte, daß er ganz im Ernſt ſpreche, ſchrieb er eine Adreſſe auf ein Stück Papier, ſetzte ſeinen Namen darunter und reichte es ihm dann über den Tiſch hinüber.

„Die Polizei würde Ihnen ein hübſches Geld

bezahlen, um dieſe Adreſſe zu erfahren, mein lieber Freund."

„Aber ſie ſoll ſie nicht kriegen", lachte Lord Artur. Er ſchüttelte dem Ruſſen warm die Hand, lief die Treppe hinunter und nachdem er einen Blick aufs Papier geworfen hatte, befahl er dem Kutſcher, nach Soho Square zu fahren.

Dort ſchickte er den Wagen weg und ging die Greek Street hinunter, bis er zu einem Platze kam, namens Bayles Court. Er ging unter dem Torweg durch und befand ſich in einer merkwürdigen Sackgaſſe, wo ſich offenbar eine Wäſcherei befand, denn ein Netzwerk von Zeugleinen war von Haus zu Haus geſpannt und weiße Linnen flatterten in der Morgenluft. Er ging bis zum Ende der Sackgaſſe und klopfte an ein kleines, grünes Haus. Nach einiger Zeit, während welcher in jedem Fenſter des Hofes ein dichter Haufen neugieriger Geſichter erſchien, wurde die Tür von einem grobzügigen Ausländer geöffnet, der ihn in einem ſehr ſchlechten Engliſch frug, was er wünſche. Lord Artur reichte ihm das Papier, das Graf Rouvaloff ihm gegeben hatte. Als der Mann es ſah, verbeugte er ſich tief und bat Lord Artur, in einen ſehr ſchäbigen Salon zu ebener Erde einzutreten; einige Minuten ſpäter trat geſchäftig Herr Winckelkopf, wie er in England genannt wurde, ins Zimmer, mit einer ſehr

fleckigen Serviette um den Hals und einer Gabel in der linken Hand.

„Graf Rouvaloff hat mir eine Empfehlung an Sie gegeben", sagte Lord Artur mit einer leichten Verbeugung. „Und ich möchte gerne in einer Geschäftsangelegenheit eine kurze Unterredung mit Ihnen haben. Mein Name ist Smith, Robert Smith, und ich möchte mir bei Ihnen eine Explosionsuhr verschaffen."

„Es freut mich sehr Sie zu sehen, Lord Artur", sagte der muntere kleine Deutsche lachend, „blicken Sie nicht so bestürzt drein. Es ist meine Pflicht jedermann zu kennen und ich erinnere mich, Sie eines Abends bei Lady Windermere gesehen zu haben. Ich hoffe, daß die Gnädige sich wohl befindet. Wollen Sie mir nicht das Vergnügen machen, mir Gesellschaft zu leisten, indes ich mein Frühstück beende? Es gibt eine wundervolle Pastete und meine Freunde behaupten, daß mein Rheinwein besser ist, als irgend ein Tropfen auf der deutschen Botschaft."

Und ehe Lord Artur seine Überraschung, erkannt worden zu sein, überwunden hatte, saß er schon im Hinterzimmer, schlürfte den köstlichsten Markobrunner aus einem blaßgelben Römer mit dem kaiserlichen Monogramm und plauderte in der freundlichsten Weise mit dem berühmten Verschwörer.

„Explosionsuhren", sagte Herr Winckelkopf,

„eignen sich nicht sehr für den Export ins Ausland. Selbst wenn es ihnen gelingt den Zoll zu passieren, ist der Bahndienst so unregelmäßig, daß sie gewöhnlich losgehen, bevor Sie ihre Bestimmung erreicht haben. Wenn Sie aber so etwas für häuslichen Bedarf nötig haben, so kann ich mit einem ausgezeichneten Artikel dienen und garantiere Ihnen, daß sie mit der Wirkung zufrieden sein werden. Darf ich fragen, für wen das Ding bestimmt ist? Sollte es für die Polizei bestimmt sein oder für irgend jemand, der mit der Polizeidirektion in Verbindung steht, so kann ich zu meinem großen Leidwesen nichts für Sie tun. Die englischen Detektives sind in der Tat unsere besten Freunde und ich habe immer gefunden, daß wir tun können, was wir wollen, wenn wir uns nur auf ihre Dummheit verlassen. Ich möchte keinen von ihnen missen."

„Ich versichere Sie," sagte Lord Artur, „daß die Sache mit der Polizei nicht das geringste zu schaffen hat. Die Uhr ist für den Dechanten von Chichester bestimmt."

„O du meine Güte! Ich dachte gar nicht daran, daß Sie bezüglich der Religion so schroffe Ansichten hätten. Wenige junge Leute denken heute so."

„Ich fürchte, Sie überschätzen mich, Herr Winckelkopf," sagte Lord Artur und errötete.

„Ich kümmere mich gar nicht um theologiſche Dinge.“

„So handelt es ſich um eine reine Privatſache?“

„Eine reine Privatſache!“

Herr Winckelkopf zuckte die Schultern, verließ das Zimmer und kam nach einigen Minuten zurück mit einer runden Dynamitpatrone in der Größe eines Pennyſtückes und einer hübſchen, kleinen, franzöſiſchen Uhr, auf der eine vergoldete Figur der Freiheit ſtand, die ihren Fuß auf die Hydra des Deſpotismus ſetzte.

Lord Arturs Geſicht leuchtete auf, als er die Uhr ſah. „Das iſt gerade, was ich brauche. Nun ſagen Sie mir nur, wie die Geſchichte losgeht.“

„Ah das iſt mein Geheimnis“, ſagte Herr Winckelkopf, indem er ſeine Erfindung mit einem Blick gerechten Stolzes betrachtete. „Sagen Sie mir nur, wann Sie wünſchen, daß die Uhr explodieren ſoll, und ich werde die Maſchine einſtellen.“

„Alſo heute iſt Dienstag, und wenn Sie die Uhr gleich wegſchicken können —“

„Das iſt unmöglich. Ich habe für einige Freunde in Moskau ſehr vieles und wichtiges zu arbeiten. Aber ich kann ſie morgen wegſchicken.“

„O, das iſt Zeit genug“, ſagte Lord Artur höflich. „Dann wird ſie morgen abend oder

Donnerstag früh zugeſtellt. Was den Moment der Exploſion betrifft, ſo ſagen wir Freitag punkt Mittag. Um dieſe Stunde iſt der Dechant immer zu Hauſe.“

„Freitag mittag“, wiederholte Herr Winckelkopf und machte eine Notiz in ein großes Hauptbuch, das auf einem Schreibtiſch beim Kamine lag.

„Und nun laſſen Sie mich wiſſen“, ſagte Lord Artur und ſtand von ſeinem Sitze auf, „was ich Ihnen ſchuldig bin.“

„Es iſt eine ſolche Kleinigkeit, Lord Artur, daß ich nichts daran verdienen will. Das Dynamit kommt auf 7 Sixpence, die Uhr macht drei Pfund zehn, Emballage und Porto 5 Shilling. Es iſt mir nur ein Vergnügen, einem Freund des Grafen Rouvaloff einen Gefallen zu erweiſen.“

„Und Ihre Mühe, Herr Winckelkopf?“

„O das iſt nichts. Es iſt mir wirklich ein Vergnügen. Ich arbeite nicht fürs Geld. Ich lebe nur für meine Kunſt.“

Lord Artur legte 4 Pfund, 2 Shilling und 6 Pence auf den Tiſch, dankte dem kleinen deutſchen Herrn für ſeine Güte und nachdem es ihm gelungen war, eine Einladung zu einem kleinen Anarchiſtentee für den nächſten Sonnabend abzulehnen, verließ er das Haus und ging in der Richtung des Parks.

In den nächſten zwei Tagen war er in

einem Zuſtand höchſter Aufregung Freitag nnd um 12 Uhr fuhr er in ſeinen Klub hinunter, um auf Nachrichten zu warten. Den ganzen Nachmittag ſchlug der dumme Portier Telegramme aus allen Teilen des Landes an, mit den Reſultaten der Pferderennen, Urteilen in Eheſcheidungsſachen, Wetterſtand und ähnlichem, indes auf dem ſchmalen Band im Telegraphenapparat langweilige Details über eine Nachtſitzung im Unterhauſe und eine kleine Panik auf der Börſe erſchienen. Um vier Uhr kamen die Abendblätter und Lord Artur verſchwand in der Bibliothek mit dem Pall Mall, der St. James Gazette, dem Globus und dem Echo unter dem Arm, zur ungeheuren Entrüſtung des Kolonel Goodchild, der den Bericht über die Rede leſen wollte, die er dieſen Morgen im Manſion Houſe gehalten (über das Thema der ſüdafrikaniſchen Miſſionen und über die Zweckmäßigkeit, ſchwarze Biſchöfe in jeder Provinz zu haben), und der aus irgendeinem Grunde ein tiefes Vorurteil gegen die Abendblätter hatte. Aber keine der Zeitungen enthielt die geringſte Anſpielung auf Chicheſter und Lord Artur fühlte, daß das Attentat mißlungen ſein müſſe. Das war ein furchtbarer Schlag für ihn und eine Zeitlang fühlte er ſich ganz niedergedrückt. Herr Winckelkopf, den er am nächſten Tage aufſuchte, überſtrömte von Entſchuldigungen und bot ihm zum Erſatz eine andere Uhr an, ganz koſtenlos, oder

eine Schachtel mit Nitroglyzerinbomben zum Selbſtkoſtenpreis. Aber Lord Artur hatte alles Vertrauen in die Sprengſtoffe verloren und Herr Winckelkopf ſelbſt gab zu, daß heutzutage alles ſo gefälſcht werde, daß man ſelbſt Dynamit kaum in gutem Zuſtande erhalten könne. Der kleine deutſche Herr räumte zwar ein, daß etwas in der Maſchinerie nicht geſtimmt haben müſſe, aber er gab die Hoffnung nicht auf, daß die Uhr doch losgehen könnte und zitierte als Beiſpiel einen Barometer, den er einmal an den militäriſchen Gouverneur von Odeſſa geſchickt habe und der geſtellt war, in zehn Tagen zu explodieren. Tat es aber erſt nach etwa drei Monaten. Allerdings wurde, als der Barometer endlich losging, nur ein Hausmädchen in Stücke zerriſſen. Der Gouverneur hatte die Stadt ſeit ſechs Wochen bereits verlaſſen. Aber es wurde dabei doch mindeſtens offenbar, daß Dynamit als zerſtörende Kraft unter der Kontrolle der Maſchine ein mächtiger, wenn auch etwas unpünktlicher Faktor iſt. Lord Artur war durch dieſe Bemerkung einigermaßen getröſtet, aber auch hier drohte ihm bald die Enttäuſchung, denn als er zwei Tage ſpäter die Treppe hinaufſtieg, rief ihn die Herzogin in ihr Boudoir und zeigte ihm einen Brief, den ſie eben aus der Dechanei erhalten habe.

„Jane ſchreibt entzückende Briefe“, ſagte die Herzogin. „Du mußt wirklich ihren letzten leſen.

Er iſt genau ſo gut wie die Romane, die wir aus der Leihbibliothek bekommen.“

Lord Artur nahm den Brief aus ihrer Hand. Er lautete folgendermaßen:

„Dechanei, Chicheſter,
27. Mai.

Teuerſte Tante!

Ich danke Dir vielmals für das Flanell für die Dorcas-Geſellſchaft und auch für das Baumwollzeug. Ich bin ganz Deiner Meinung und finde auch, daß es Unſinn iſt, wenn die Leute hübſche Sachen tragen wollen, aber jedermann iſt heute ſo radikal und unreligiös, daß es ſchwer iſt, ihnen begreiflich zu machen, es ſei nicht paſſend, wenn ſie ſich ſo kleideten, wie die beſſeren Leute. Ich weiß wirklich nicht, wohin wir noch kommen werden. Wie Papa ſo oft in ſeinen Predigten ſagt: wir leben in einer Zeit des Unglaubens.

Wir haben großen Spaß gehabt mit einer Uhr, die ein unbekannter Verehrer am letzten Donnerstag Papa geſchickt hat. Sie kam in einer frankierten Holzſchachtel aus London. Und Papa meint, der Abſender müſſe jemand ſein, der ſeine bemerkenswerte Predigt: Iſt Zügelloſigkeit Freiheit? geleſen hat, denn auf der Uhr ſtand die Figur eines Frauenzimmers und Papa ſagte, daß ſie die Freiheitsmütze auf dem Kopfe trage. Ich

fand die Figur nicht gerade ſehr paſſend, aber Papa ſagte, ſie ſei hiſtoriſch, und ſo war wohl alles in Ordnung. Parker packte die Uhr aus und Papa ſtellte ſie auf den Kaminſims in der Bibliothek. Dort ſaßen wir alle Freitag vormittag und juſt, wie die Uhr zwölf ſchlug, hörten wir ein ſchnurrendes Geräuſch. Eine kleine Rauchwolke kam aus dem Poſtament der Figur und die Göttin der Freiheit fiel herunter und ihre Naſe zerbrach am Kaminvorſetzer. Marie war ganz außer ſich, aber die Sache war ſo komiſch, daß James und ich in Lachen ausbrachen und auch Papa ſeinen Spaß daran hatte. Als wir die Geſchichte näher unterſuchten, fanden wir, es ſei eine Art von Weckuhr. Wenn man ſie auf eine beſtimmte Stunde richtet, ein bißchen Schießpulver und ein Zündhütchen unter einen kleinen Hammer legt, ſo geht ſie los, wann man will. Papa ſagte, ſie dürfe nicht in der Bibliothek bleiben, weil ſie zu ſehr ſpektakle. So nahm ſie Regine mit ins Schulzimmer und machte dort den ganzen Tag nichts wie kleine Exploſionen. Glaubſt Du, daß Artur ſich mit ſolch einer Uhr als Hochzeitsgeſchenk freuen würde? Ich glaube, daß dieſe Uhren in London jetzt in Mode ſind. Papa meint, daß ſie ſehr viel Gutes ſtiften könnten, denn ſie zeigen, daß die Freiheit keinen Beſtand hat,

ſondern fallen muß. Papa ſagt, daß die Freiheit zur Zeit der franzöſiſchen Revolution erfunden wurde. Wie ſchrecklich!

Ich gehe jetzt in die Dorcas-Geſellſchaft, wo ich den Leuten Deinen ſehr lehrreichen Brief vorleſen werde. Wie wahr, liebe Tante, iſt doch Dein Gedanke, daß ſie in ihrer Lebensſtellung keine gut ſitzenden Kleider zu tragen brauchen. Ich muß wirklich ſagen, daß ihre Kleiderſorge einfach unſinnig iſt, da es doch ſo viele wichtigere Dinge gibt, ſowohl in dieſer Welt wie in jener. Ich freue mich ſehr, daß der geblümte Poplin ſo gut aushielt und daß Deine Spitzen nicht zerriſſen ſind. Ich werde jetzt meine gelbe Seide tragen, die Du ſo lieb warſt mir zu ſchenken, bei Biſchofs am Mittwoch, und ich glaube, ſie wird ſich ſehr gut machen. Meinſt Du, daß ich Schleifen nehmen ſoll oder nicht? Jennings ſagt, daß jetzt alle Welt Schleifen trägt, und daß der Jupon pliſſiert ſein müſſe. Gerade hat Regine wieder eine Exploſion gemacht und Papa hat befohlen, daß man die Uhr in den Stall ſchaffen müſſe. Ich glaube, daß Papa ſie nicht mehr ſo gern hat wie anfangs, obzwar er ſich ſehr geſchmeichelt fühlt, daß man ihm ſolch ein hübſches und geiſtvolles Spielzeug geſchickt hat. Es zeigt nur wieder, daß die Leute ſeine Predigten leſen und Nutzen daraus ziehen.

Papa ſchickt beſte Grüße, ebenſo James, Regine und Maria. Ich hoffe, daß es Onkel Cecil mit ſeiner Gicht beſſer geht und bleibe, teure Tante, Deine Dich innigſt liebende Nichte

Jane Percy.

P. S. Bitte ſage mir Deine Meinung bezüglich der Schleifen. Jennings bleibt dabei, daß ſie Mode ſind."

Lord Artur blickte ſo ernſt und troſtlos auf den Brief, daß die Herzogin in Lachen ausbrach.

„Mein lieber Artur", rief ſie, „ich werde dir nie wieder Briefe von jungen Damen zeigen. Was ſoll ich aber über die Uhr ſagen? Das iſt eine hübſche Erfindung, ich möchte auch ſowas haben."

„Ich halte nicht viel davon", ſagte Lord Artur mit einem traurigen Lächeln, küßte ſeiner Mutter die Hand und verließ das Zimmer.

Als er oben in ſeinem Zimmer angekommen war, warf er ſich auf das Sofa und ſeine Augen füllten ſich mit Tränen. Er hatte getan, was in ſeinen Kräften ſtand, um den Mord zu begehen, aber beide Male war es ihm mißlungen und nicht durch ſeine Schuld. Er hatte verſucht, ſeine Pflicht zu tun, aber es ſchien, als ob das Schickſal treulos an ihm handle. Ihn bedrückte das Gefühl, daß ſeine guten

Vorsätze nutzlos gewesen, seine Versuche, korrekt zu sein, sich als vergeblich erwiesen hatten. Vielleicht wäre es besser, das Verlöbnis ein für allemal zurückgehen zu lassen. Sybil würde gewiß leiden, aber Leid konnte einer so edlen Natur, wie es die ihre war, nichts anhaben. Und er selbst? Was weiter? Es gibt immer einen Krieg, in dem ein Mann sterben kann, immer eine Sache, für die ein Mann sein Leben opfern kann, und da das Leben ihm keine Freude gab, so hatte der Tod keine Schrecken für ihn. Das Schicksal sollte nur seines Amtes walten. Er würde nichts tun, um es darin zu unterstützen.

Um $^1/_2$7 kleidete er sich an und ging hinunter in den Klub. Surbiton war da mit einer Menge junger Leute und er mußte mit ihnen speisen. Ihr triviales Gespräch und die faulen Witze interessierten ihn nicht und wie der Kaffee aufgetragen wurde, erfand er eine Ausrede, um rasch fortzukommen. Als er den Klub verlassen wollte, übergab ihm der Portier einen Brief. Er war von Herrn Winckelkopf, der ihn einlud, ihn am nächsten Abend zu besuchen. Er wolle ihm einen Explosivschirm zeigen, der losging, so bald man ihn öffnete. Es war die letzte Erfindung und sie war eben aus Genf gekommen. Er riß den Brief in Stücke. Er war entschlossen, keine weiteren Versuche mehr zu machen. Dann ging er hinunter zum Themse-

ufer und saß stundenlang am Flusse. Der Mond schaute durch eine Mähne lohfarbener Wolken, wie das Auge eines Löwen, und zahllose Sterne funkelten im weiten Raum wie Goldstaub, ausgestreut über eine purpurne Kuppel. Dann und wann stieß eine Barke hinaus in den rauschenden Strom und schwamm dahin mit der Flut und die Eisenbahnsignale wechselten von grün zu rot, wenn die Züge kreischend über die Brücke liefen. Nach einiger Zeit schlug es zwölf Uhr vom hohen Westminsterturme und bei jedem Tone der dröhnenden Glocke schien die Nacht zu zittern. Dann erloschen die Eisenbahnlichter und nur eine einsame Lampe brannte weiter und glühte wie ein großer Rubin an einem Riesenmast und der Lärm der Stadt wurde schwächer.

Um zwei Uhr stand er auf und ging in der Richtung von Blackfriars. Wie unwirklich alles aussah! Wie glich doch alles einem seltsamen Traume! Die Häuser auf der anderen Seite des Flusses schienen aus der Finsternis herauszuwachsen. Es war, als hätten Silber und Schatten die Welt neu geformt. Die mächtige Kuppel von St. Paul war durch die dunkle Luft anzusehen wie eine Wasserblase.

Als er sich der Nadel der Kleopatra näherte, sah er einen Mann über die Brüstung gebeugt, und als er näher kam, schaute der Mann auf

und das Licht der Gaslaternen fiel voll auf sein Gesicht.

Es war Herr Podgers, der Chiromantist. Das fette, schlaffe Gesicht, die goldenen Brillen, das matte Lächeln, der sinnliche Mund waren nicht zu verkennen.

Lord Artur blieb stehen. Eine glänzende Idee ging ihm durch den Kopf und leise trat er hinter Herrn Podgers. Im Nu hatte er ihn bei den Füßen gepackt und in die Themse geworfen. Ein rauher Fluch, ein schwerer aufklatschender Fall und alles war still. Lord Artur blickte ängstlich nach, aber er sah vom Chiromantisten nichts mehr als einen hohen Hut, der in einem Wirbel des mondbeschienenen Wassers tanzte. Nach einiger Zeit versank auch der Hut und keine Spur von Mr. Podgers war mehr sichtbar. Einen Augenblick glaubte er zu sehen, wie die dicke, unförmige Gestalt aus dem Wasser nach der Treppe bei der Brücke griff, und eine furchtbare Angst, daß wieder alles mißlungen sei, kam über ihn, aber es stellte sich als eine bloße Einbildung heraus, die vorüberging, als der Mond hinter einer Wolke hervortrat. Endlich schien er erfüllt zu haben, was das Schicksal ihm bestimmte. Ein tiefer Seufzer der Erleichterung hob seine Brust und Sybils Namen kam auf seine Lippen.

„Haben Sie etwas fallen gelassen, Herr?“ sagte plötzlich eine Stimme hinter ihm.

Er wandte ſich um und ſah einen Polizeimann mit einer Blendlaterne.

„Nichts von Bedeutung“, antwortete er lächelnd, rief einen vorüberfahrenden Wagen an, ſprang hinein und befahl dem Kutſcher, nach Belgrave-Square zu fahren.

Während der nächſten Tage ſchwankte er zwiſchen Hoffnung und Furcht. Es gab Augenblicke, wo er faſt glaubte, Herr Podgers müſſe jetzt ins Zimmer treten, und dann fühlte er wieder, daß das Schickſal nicht ſo ungerecht zu ihm ſein könne. Zweimal ging er zur Wohnung des Chiromantiſten in der Weſtmoonſtreet, aber er brachte es nicht über ſich, die Glocke zu ziehen. Er ſehnte ſich nach Gewißheit und fürchtete ſie gleichzeitig.

Endlich kam die Gewißheit. Er ſaß im Rauchzimmer ſeines Klubs und trank ſeinen Tee und hörte zerſtreut zu, wie Surbiton vom letzten Couplet in der Gaity erzählte, als der Diener mit den Abendblättern hereinkam. Er nahm die St. James zur Hand und blätterte verdroſſen darin, als eine merkwürdige Überſchrift ſeinen Blick feſſelte:

„Selbſtmord eines Chiromantiſten.“

Er wurde blaß vor Aufregung und begann zu leſen. Der Artikel lautete:

„Geſtern früh um ſieben Uhr iſt der Körper des Herrn Septimus R. Podgers, des berühmten Chiromantiſten, bei Green-

und das Licht der Gaslaternen fiel voll auf sein Gesicht.

Es war Herr Podgers, der Chiromantist. Das fette, schlaffe Gesicht, die goldenen Brillen, das matte Lächeln, der sinnliche Mund waren nicht zu verkennen.

Lord Artur blieb stehen. Eine glänzende Idee ging ihm durch den Kopf und leise trat er hinter Herrn Podgers. Im Nu hatte er ihn bei den Füßen gepackt und in die Themse geworfen. Ein rauher Fluch, ein schwerer aufklatschender Fall und alles war still. Lord Artur blickte ängstlich nach, aber er sah vom Chiromantisten nichts mehr als einen hohen Hut, der in einem Wirbel des mondbeschienenen Wassers tanzte. Nach einiger Zeit versank auch der Hut und keine Spur von Mr. Podgers war mehr sichtbar. Einen Augenblick glaubte er zu sehen, wie die dicke, unförmige Gestalt aus dem Wasser nach der Treppe bei der Brücke griff, und eine furchtbare Angst, daß wieder alles mißlungen sei, kam über ihn, aber es stellte sich als eine bloße Einbildung heraus, die vorüberging, als der Mond hinter einer Wolke hervortrat. Endlich schien er erfüllt zu haben, was das Schicksal ihm bestimmte. Ein tiefer Seufzer der Erleichterung hob seine Brust und Sybils Namen kam auf seine Lippen.

„Haben Sie etwas fallen gelassen, Herr?“ sagte plötzlich eine Stimme hinter ihm.

Er wandte ſich um und ſah einen Polizeimann mit einer Blendlaterne.

„Nichts von Bedeutung“, antwortete er lächelnd, rief einen vorüberfahrenden Wagen an, ſprang hinein und befahl dem Kutſcher, nach Belgrave-Square zu fahren.

Während der nächſten Tage ſchwankte er zwiſchen Hoffnung und Furcht. Es gab Augenblicke, wo er faſt glaubte, Herr Podgers müſſe jetzt ins Zimmer treten, und dann fühlte er wieder, daß das Schickſal nicht ſo ungerecht zu ihm ſein könne. Zweimal ging er zur Wohnung des Chiromantiſten in der Weſtmoonſtreet, aber er brachte es nicht über ſich, die Glocke zu ziehen. Er ſehnte ſich nach Gewißheit und fürchtete ſie gleichzeitig.

Endlich kam die Gewißheit. Er ſaß im Rauchzimmer ſeines Klubs und trank ſeinen Tee und hörte zerſtreut zu, wie Surbiton vom letzten Couplet in der Gaity erzählte, als der Diener mit den Abendblättern hereinkam. Er nahm die St. James zur Hand und blätterte verdroſſen darin, als eine merkwürdige Überſchrift ſeinen Blick feſſelte:

„Selbſtmord eines Chiromantiſten.“

Er wurde blaß vor Aufregung und begann zu leſen. Der Artikel lautete:

„Geſtern früh um ſieben Uhr iſt der Körper des Herrn Septimus R. Podgers, des berühmten Chiromantiſten, bei Green-

wich, gerade gegenüber dem Shiphotel, ans Ufer gespült worden. Der Unglückliche wurde seit einigen Tagen vermißt und in chiromantistischen Kreisen war man seinetwegen in größter Besorgnis. Es ist anzunehmen, daß er infolge einer durch Überarbeitung erfolgten geistigen Störung den Selbstmord beging und in diesem Sinne hat sich auch der Totenbeschauer ausgesprochen. Mr. Podgers hatte soeben ein großes Werk über die menschliche Hand vollendet, das demnächst erscheinen und gewiß großes Aufsehen erregen wird. Der Verstorbene war 65 Jahre alt und es scheint, daß er keine Verwandten hinterlassen hat."

Lord Artur stürzte aus dem Klub, die Zeitung immer noch in der Hand, zur großen Verwunderung des Portiers, der ihn vergeblich aufzuhalten suchte, und fuhr sofort nach Parklane. Sybil sah ihn vom Fenster aus und eine innerliche Stimme sagte ihr, daß er gute Nachrichten bringe. Sie lief hinunter, ihm entgegen, und wie sie sein Gesicht sah, wußte sie, daß alles gut stünde.

„Meine liebe Sybil", rief Lord Artur, „wir heiraten morgen!"

„Du dummer Junge, und die Hochzeitskuchen sind noch nicht einmal bestellt", sagte Sybil und lachte unter Tränen.

VI.

Als drei Wochen ſpäter die Hochzeit ſtattfand, war St. Peter gedrängt voll von einer Horde eleganter Leute. Der Dechant von Chicheſter führte die heilige Handlung in eindrucksvollſter Weiſe und alle Welt war einig, daß man kein hübſcheres Paar ſehen könne als Braut und Bräutigam. Aber ſie waren mehr als hübſch, denn ſie waren glücklich. Keinen Augenblick bedauerte Lord Artur alles, was er um Sybils willen erlitten hatte, indes ſie ihrerſeits ihm das Beſte gab, was eine Frau einem Mann geben kann — Anbetung, Zärtlichkeit und Liebe. Für ſie beide hatte die Realität des Lebens ſeine Romantik nicht getötet. Sie fühlten ſich immer jung.

Einige Jahre ſpäter, als ihnen bereits zwei ſchöne Kinder geboren waren, kam Lady Windermere zu Beſuch nach Alton Priary, einem entzückenden alten Schloß, das der Herzog ſeinem Sohne zur Hochzeit geſchenkt hatte. Und als ſie eines Nachmittags mit Lady Artur unter einer Linde im Garten ſaß und zuſah, wie das Büblein und das Mägdlein gleich munteren Sonnenſtrahlen auf dem Roſenweg ſpielten, nahm ſie plötzlich die Hände der jungen Frau in die ihren und ſagte:

„Biſt du glücklich, Sybil?“

„Teuerſte Lady Windermere, natürlich bin ich glücklich. Sind Sie es nicht?“

„Ich habe keine Zeit, glücklich zu ſein, Sybil. Ich habe immer den letzten Menſchen gern, den man mir vorſtellt. Aber es gilt als Regel bei mir, daß ich gleich von den Leuten genug habe, ſobald ich ſie näher kenne.“

„Und Ihre Löwen befriedigen Sie nicht mehr, Lady Windermere?“

„O Gott, nein. Löwen ſind gerade gut genug für eine Saiſon. Sind einmal ihre Mähnen geſchnitten, ſo ſind ſie die dümmſten Weſen auf Erden. Überdies benehmen ſie ſich ſehr ſchlecht, wenn man nett zu ihnen iſt. Erinnern Sie ſich noch an den gräßlichen Herrn Podgers? Er war ein ſchrecklicher Schwindler. Natürlich ließ ich ihn nichts merken, und ſelbſt wenn er Geld von mir verlangte, verzieh ich ihm. Aber ich konnte es nicht leiden, wenn er mir den Hof machte. Er hat es ſo weit gebracht, daß ich die Chiromantik haſſe. Ich mache jetzt in Telepathie. Das iſt viel amüſanter.“

„Sie dürfen hier nichts gegen Chiromantik ſagen, Lady Windermere. Das iſt der einzige Gegenſtand, über den Artur nichts kommen läßt. Ich verſichere Sie, daß es ihm damit vollkommen ernſt iſt.“

„Du meinſt doch nicht etwa, Sybil, daß er wirklich daran glaubt?“

„So fragen Sie ihn doch ſelbſt, Lady Win-

dermere. Hier ist er.“ Und Lord Artur kam den Garten herauf mit einem großen Strauß von gelben Rosen in der Hand und seine zwei Kinder tanzten um ihn her.

„Lord Artur!“

„Ja, Lady Windermere.“

„Sie wollen mir doch nicht einreden, daß Sie wirklich an Chiromantik glauben?“

„Aber es ist doch so“, antwortete der junge Mann lächelnd.

„Aber warum denn?“

„Weil ich der Chiromantik das ganze Glück meines Lebens verdanke“, murmelte er und warf sich in einen Korbsessel.

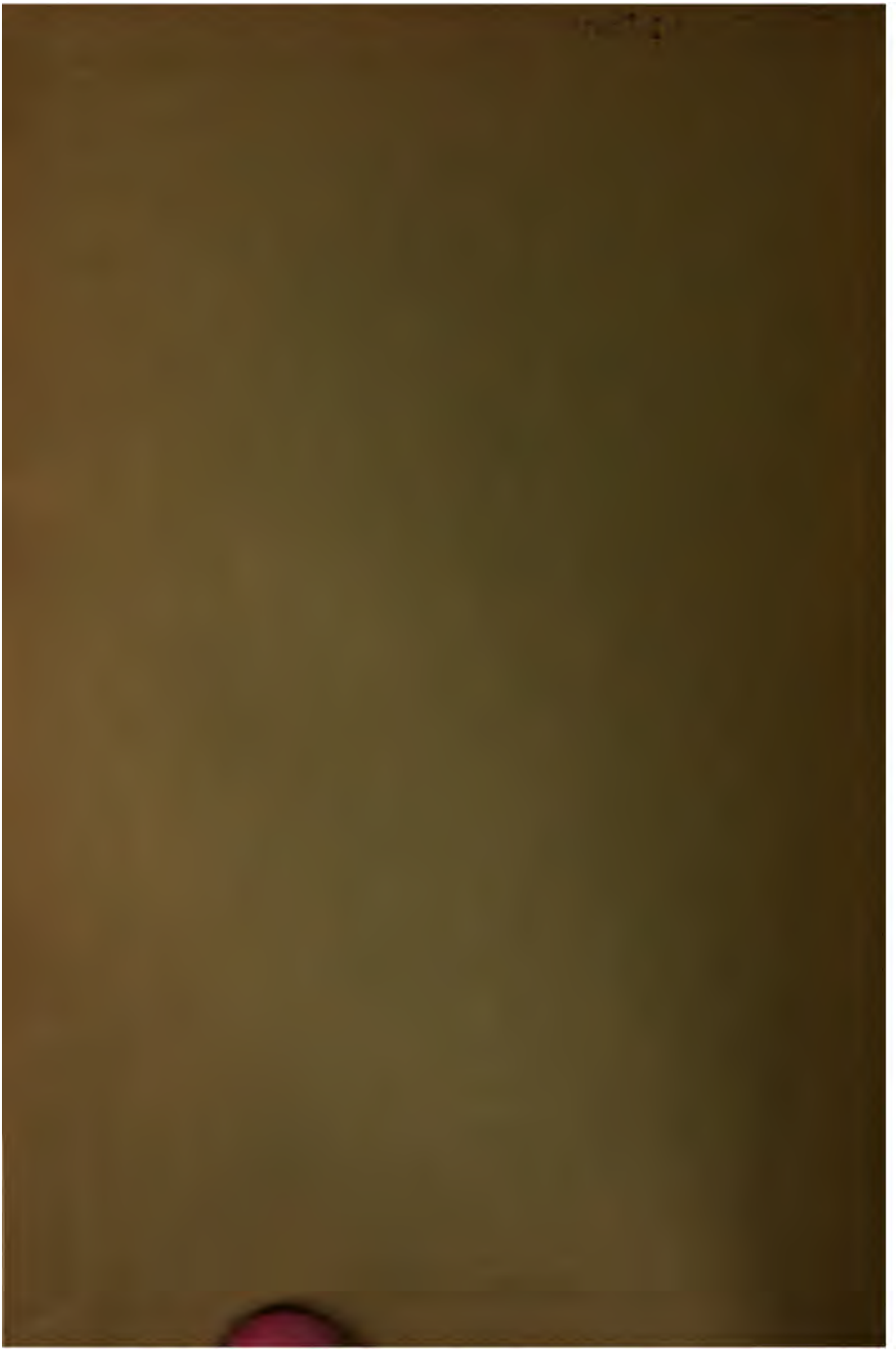
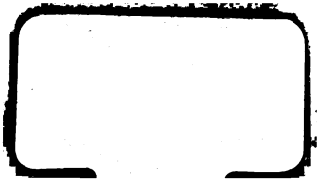
„Was verdanken Sie ihr, lieber Lord Artur?“

„Sybil“, antwortete er und überreichte seiner Frau die Rosen und schaute in ihre blauen Augen.

„Welch ein Unsinn!“ rief Lady Windermere. „Ich habe in meinem ganzen Leben noch keinen solchen Unsinn gehört.“

Inhalt.

	Seite
Der junge König	5
Der Geburtstag der Infantin	33
Der junge Fiſcher und ſeine Seele	71
Das Sternenkind	137
Das Bildnis des Herrn W. H.	169
Lord Artur Saviles Verbrechen	225



MAR 31 1936